

VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 36.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 21. September 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W.

37. Jahrg.

Aus dem Chor.

Novelle von Sophie Junghans.

(Schluß von S. 335.)

Nachdruck verboten.

Lenchen Hederich hat noch nie gewußt, daß auch sie neidisch zu sein vermöchte, jetzt erfährt sie es. Und wen beneidet sie, verzehrend, glühend, mit einer Festigkeit der Empfindung, welche sie in einzelnen Momenten dann wieder mit einer Art von naivem Entsetzen vor sich selber erfüllt? Die Heroinen der Oper an ihrem Hoftheater? Die verschiedenen Damen, denen ihr Rollenfach den unermesslichen Vorzug gewährt, mit dem berühmten Gaste zu spielen und zu singen, und besonders die, welche dasselbe, sei es geradezu gesagt, in körperliche Berührung mit ihm bringt? Fräulein Lindpaintner, die gewichtige Primadonna von etwas verjährtem und um so nachdrücklicherem Reize, die als Donna Anna in der Eingangsscene der Oper so handgreiflich mit dem verlarvten Frevler an ihrer Ehre ringt, daß der sehnige Italiener wirklich alles Mögliche zu thun hat, um seine Maske vor dem Gesicht und sich diesen Koloß von weiblicher Tugend vom Leibe zu halten? Oder die hagere, aber für leidenschaftlich geltende Donna Elvira-Hubermann, die zweite Sopranistin? Oder gar, noch viel gefährlicher für einen Don Juan sowohl als für seinen jeweiligen Vertreter, das reizende Zerlinchen, Frau Görtlich-Lapuscha, eine kleine, zierlich üppige Blonde?

Nein, so hoch versteigt sich ein Chormitglied nicht; diese Sterne am Bühnensimmel stehen weit über der Atmosphäre, in welcher seine Wünsche noch atmen können. Lenchen Hederich kann sich, in Gedanken selbst, in gar keine Beziehung zu ihnen bringen. Eine ganz andre, ihr näher stehende Glückliche läßt sie Folterqualen — des Neides, wie das Kind glaubt, in Wirklichkeit aber der Eifersucht — erleiden.

Die verschiedenen Bühnen arrangieren sich Mozarts unvergängliche Oper verschieden. In diesem Hoftheater wird eine Inszenierung beliebt, nach welcher in der letzten Scene des letzten Actes das so furchtbar endende Bankett, die Senkersmahlzeit des lebenswürdigsten aller Bösewichter, in sehr animierter weiblicher Gesellschaft beginnt. Einige seltsam geschmückte junge Damen des Chors haben hier stumme Rollen; sie markieren die verfängliche Thatsache, daß der spanische Lebemann sich ein paar stets bereite, lustige — nun, sagen wir Bajaderen — zum Souper geladen hat.

Um die Sache lebhafter und charakteristischer zu gestalten, hat der Regisseur angeordnet, daß wenn Don Juan voll verwegener Laune seinen Bankettsaal betritt, eine dieser zuvorkommenden Schönen übermütig aufspringt und ihm über die ganze Bühne herüber an den Hals fliegt.

Man hat dazu natürlich eine der gewandtesten und hübschesten jungen Choristinnen gewählt. Fräulein Irmgard Gudicke — sie trägt nach Anordnung der in spanischen Kostümsachen gewiß sehr bewanderten Regie ein Phantasiemieder und einen großen Schäferhut, sehr zurück und total auf die Seite gesetzt, der den runden schwarzen Krauskopf und das lebhaft gefärbte Gesicht umgiebt wie ein profaner Heiligenschein.

Fräulein Gudicke fühlt sich im Besitz ihrer „Rolle“ ganz gewaltig. Sie giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß der Regisseur nicht umsonst, wie sie sich ausdrückt, gerade sie ausgesondert habe. Ihm ist ein Wink von Seiten des berühmten Gastes zu teil geworden! „Ich glaube gar nicht,“ sagte sie im Antwort auf eine gegenteilige Behauptung einmal spitz, „daß es ihm so einerlei ist, wer von uns sich ihm in die Arme wirft!“

Nun, unzufrieden scheint Don Juan mit der ihm für diesen Zweck zugetheilten Nymphe wenigstens

nicht zu sein. Er preßt sie herzlich an sich — warum so eng? warum so lange? fragen zwei gequälte kindische Augen, die aus einem Winkel in der Kulisse zusehen — und in tanzendem Wiegen eilen dann beide Arm in Arm der gedeckten Tafel zu, an welcher der Schäferhut auch wieder dicht neben den galanten Schloßherrn zu sitzen kommt und von ihm mit Hand, Lächeln und Blick ausgezeichnet wird.

Warum spielt er so gut? Warum ist er so ganz der, der er zu scheinen hat, selbst gegenüber einem solchen Ge-

schöpf? Liegt das an jener, ist es möglich, daß er sie auch nur sieht, daß sie ihm wirklich gefällt?

Nein, bei aller eifersüchtigen Selbstqualerei glaubt Lenchen Hederich das nicht. Die Rolle reißt ihn hin, ihm ist es gleich, auf wen das Feuer ausstrahlt, welches sie in ihm entzündet.

Aber deshalb gerade — und das ist der schärfste Stachel, den diese Scene ihr ins Herz drückt — deshalb wäre das unermessliche, das kaum auszudenkende Glück, welches jene



Der erste Nähversuch. Gemälde von Albert Ritzberger.

Photographieverlag der Photographischen Union, München.

da, Fräulein Fringard Gudicke nämlich, genießt, ihr auch nicht so sternenhoch unerreichbar. Fräulein Gudicke ist ein Chormitglied wie sie; daß ihr einmal dieser Part zugeteilt würde, da sie doch immerhin zu den Jüngsten gehört, ist wenigstens an sich nicht unmöglich.

Und doch auch wieder unmöglich. Denn damit es geschehen könnte, müßte sie hübsch, lebhaft, brauchbar, müßte sie eben von Grund aus eine andre sein.

Allen vorherigen Abmachungen über das Gastspiel entgegen findet, auf stürmisches Verlangen des Publikums, nach einigen Tagen eine Wiederholung der Oper Don Juan statt. Der Zuschauerraum ist, gewiß ein seltenes Vorkommnis, zum größten Teil mit den Hörern von neulich gefüllt, welche gerade weil sie jenen unvergleichlichen Genuß schon einmal gehabt hatten, nicht geruht haben, bis er ihnen noch einmal würde. Aber der Ruf dieser, wie das beliebte Wort im Referentenstile lautet, phänomenalen Wiedergabe der Partie hat auch von nah und fern noch neue Zuhörer herbeigezogen. Der Andrang zur Kasse ist so gewesen, wie ihn die Wände dieses Hoftheaters noch nie erlebt haben.

Alles vollkommen, hinweisend über alle Worte, wie das erste Mal, aber für eine doch so ganz anders! Es geschieht eben weiter nichts, als daß sie so völlig, wie sie es von jeher gewohnt ist, unter der Menge des Chors verschwindet. Almada denkt offenbar so wenig an sie und sieht sie so wenig, wie er die einzelnen Dienen sieht, aus denen gerade hier die Bretter, die die Welt bedeuten, zusammengesetzt sind.

Manchmal scheint es, als ob irgend einem kleinen, schadenfrohen oder doch in seinem Mitleid noch grausamen Dämon ein Einfluß auf Menschenlose zugelassen würde. Der gönnt dann den durstenden, lechzenden Lippen vielleicht gerade einen versprengten, verschütteten Tropfen des ersehnten Himmelstrankes, während das große, ernste Schicksal ihnen doch den Trank versagt hat und in seinen unnahbaren Händen außer ihrem Bereiche hält. Da wissen sie nun aber, wie süß er war, und das schärft nur die Bitterkeit des ewigen Entbehrens. Diese Betrachtung wäre nicht angestellt worden, wenn sie nicht gerade hier ihre Anwendung fände.

Die Oper ist verklungen, ist zu Ende und mit ihr das Gastspiel, welches einem jeden einzelnen des Personals, sogar den Feuerwehmann in der Kulisie mit inbegriffen, unvergesslich bleiben wird. Don Juan d'Almada, noch im spanischen gepufften Festkleide, geht rasch quer über die Bühne, dem Ausgang zu und, zum letztenmale, am Chor vorbei, welcher ihn ehrfurchtsvoll vorüberläßt. Sie haben alle ihr Bestes gethan, und er grüßt sie im Vorübergehen freundlich mit den Blicken. Die allerletzte und hinterste der Damen ist wie gewöhnlich Lenchen Hederich. Aber deshalb trifft auch sie kein allerkleiner Blick, und nach ihr keine andere mehr. Und als er nun gerade da noch, und während sein Lächeln auch sie streift, a rivederci sagt, da ist es, als hätten die Worte nur ihr gegolten.

Lenchen Hederich ist seit jenen Tagen ganz im stillen — alles bei ihr geht in der Stille vor sich — eine andre geworden. A rivederci! auf Wiedersehen — von diesen Worten lebt sie, ohne übrigens denselben mehr, als was sie buchstäblich bedeuten, beizumessen: daß ihre Augen früher oder später diesen Mann noch einmal sehen werden.

Sie hat bisher nichts von ihm gewußt. Jetzt sammelt sie, emsig wie eine Biene, nur stiller, allerhand Nahrung ein, daran dieser ihr einziger Gedanke sich fristen und wachsen könne. Sie horcht, sie liest, sie fügt zusammen — nur fragen thut sie wenig, und der Name des Sängers kommt niemals über ihre Lippen. So verfolgt sie, so gut sie kann, seine Reisen, seine Triumphe; sie weiß von neuen Partien, die er seinem Repertoire eingefügt hat, und bedauert in ihrer Einfalt, daß es Wagnersche sind. Denn Lenchen liebt diesen modernsten Unsterblichen nicht. Er verwirrt und ermüdet sie und bietet ihr einfachen, nach wirklicher Musik durstigen Seele zu wenig. Alles dies also weiß sie von demjenigen, der ihre Gedanken ganz ausfüllt. Charakteristischerweise aber ist es ihr nie auch nur eingefallen, danach zu forschen, ob Signor Hettore d'Almada ein lediger Mann oder verheiratet sei. Wären nicht halb zufällig gerade vor ihrem Plage im Chore jene Worte a rivederci von den Lippen des Italieners gefallen, möglich, daß sie dann das ganze Erlebnis nur als eine Erinnerung bewahrt hätte. So aber hat es eine starke, tiefe Wurzel in ihre Gegenwart und Zukunft geschlagen, und sie trägt mit sich, was sich an jenen Worten zu einer mächtigen Leidenschaft für einen Entfernten, einen Schatten entzündet.

Eigentümlich nun, wie diese heimliche Glut das Mädchen gleichsam von innen ausreißt. Unmerklich ist sie eine andere geworden, als die, welche von einer Ecke in die andere gestoßen wurde und an der die üble Laune ihrer Kolleginnen sich straflos hat auslassen dürfen. Sie ist nicht mehr jung, scheu und träumerisch wie früher und insofgedessen auch nicht mehr ungeschickt. Sie wendet ihrem kleinen Bühnenberufe eine ruhige, ernste Aufmerksamkeit zu, aber weil er und alle diese Menschen ihr nicht das Wichtigste, ihren Horizont ganz ausfüllende sind, sondern etwas anderes ihr weit, weit wichtiger ist, ist auch alle ihre Aengstlichkeit beim Spielen verschwunden.

Musikalisch fest und zwar rein aus großer natürlicher Begabung ist sie immer gewesen. Das wird jetzt zuweilen ausdrücklich anerkannt, in der Weise etwa, daß der Chorleiter einmal ausruft: „Wieder falsch eingesetzt der Alt dort... um einen ganzen halben Ton zu hoch! Was ist das für eine Schweinerei! Warum steht die Hederich nicht an ihrem Plage? ... Nicht hier? Was? Entschuldigt? Ja, wenn die da ist, kommt so etwas nicht vor!“

Im übrigen setzt man die augenscheinliche günstige Ver-

änderung, die mit ihr vorgegangen ist, einfach ihrem Alterwerden auf Rechnung. Sie war anfänglich noch nicht fünfzigjährig, und jetzt ist sie — wie man erfahren würde, wenn sich jemand die Mühe geben wollte, nachzurechnen, was aber niemand thut, nicht einmal ihre Mutter — jetzt also ist sie beinahe siebzehn. Sie hat ihre volle Frauengröße erreicht; warum soll man sich weiter wundern, wenn sie nun auch gefest und leidlich brauchbar geworden ist?

Nur ihr Stiefvater, der alte Theaterschneider, läßt manchmal die Nadel sinken und sieht dem Mädchen in stiller Bewunderung nach, wenn sie zu Hause durch die Stube geht. Er ist aber ein schweigsamer Mann und behält, was er etwa denkt, für sich. Uebrigens stehen diese beiden je länger desto besser zusammen.

Nach zwei Jahren führt eine Gastspieltournee den berühmten Signor Hettore d'Almada wieder jener Stadt zu. Er trifft diesmal zwei Tage vor seinem ersten Auftreten ein, um sich von einigen rasch aufeinanderfolgenden großen Partien, die er in Berlin und dann in Hannover gesungen hat, auszuruhen. Das geht sehr gut in der kleinen, residenzlichen ruhigen Stadt, welche einem einzelnen Herrn wenig Verlockungen und Gelegenheiten zu Zerstreuungen bietet.

Ein Mann, der eine so kostbare Kehle zu schonen hat, ist bei diesen aber überhaupt meist vorfichtig. Und darüber hinaus hat d'Almada solche Bedürfnisse kaum. Trotz seines Standes führt der Italiener, wie viele seiner Landsleute, ein sehr reines Familienleben.

Er ist zwar unverheiratet, hat aber eine Mutter und eine Schwester bei sich, die ihm sogar in sein Standquartier nach London gefolgt sind. Es sind zwei kleine, verschumpfte, dunkle Weiblein, von denen die eine fast so alt wie die andre aussieht, bedürfnislos, verträglich, kindlich; zufrieden, wenn sie nur nicht allzu weit von einer katholischen Kirche wohnen, in welche sie morgens und abends in der Dämmerung noch einmal schlüpfen können. Sie halten ihm Haus, das heißt: sie sind da, kochen sich und ihm, wenn er Zeit hat, daran teilzunehmen, absonderliche heimische Zwiebelgerichte, ziehen Hühner und Tauben in der Wohnung und drücken durch ihre unausrottbaren südländischen Gepflogenheiten selbst einem Londoner Quartier einen seltsamen erotischen Stempel auf. Auf Gastspielreisen werden sie natürlich nicht mitgenommen.

Am Abend oder vielmehr am Spätnachmittage des Tages vor der ersten Vorstellung sitzt d'Almada aber doch in einer stillen, gemüthlichen Weinstube mit dem Hofkapellmeister auf ein Stündchen zusammen. Auch der Regisseur, ein behaglicher, älterer Herr, was er aus seinem Rollenfache der Bonvivants und Väter ins Leben mit hinüber genommen hat, gesellt sich zu ihnen. Man spricht natürlich, und die beiden letzteren Herren noch mit frischer Begeisterung, von d'Almadas Triumpfen hier vor zwei Jahren. „Ja, ja, das Publikum war sehr liebenswürdig,“ meint der Italiener. Sinnend, mit einem leisen Lächeln der Erinnerung um den hübschen, bärtigen Mund, fügte er hinzu: „Was mir aber damals hier bei euch am meisten geschmeichelt hat, war doch ein anderes. Sie werden es nicht erraten.“ Kapellmeister und Regisseur sehen ihn erwartungsvoll an. „Ein junges Mädchen aus dem Chor wurde ohnmächtig... ohnmächtig aus Ergriffenheit über mein Singen!“

Der Kapellmeister erinnert sich nicht, dem Regisseur fällt die Sache ein. „Ja, ja, ganz recht... es war die Hederich, die Tochter“ mit einem erklärenden Blick nach dem Kapellmeister. „Ah, lieber Freund, wenn das die Mutter gewesen wäre, die wir früher beim Chor hatten, die hätte Ihnen sogar gefährlich werden können! Die Kleine ist ja unbedeutend.“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Italiener träumerisch. „Mir kam es damals vor, als habe sie die schönsten Augen, die ich je gesehen habe.“

Die beiden Herren sehen ihn, der eine aufmerksam, der andere erstaunt an. Letzterer ist der Regisseur. „Aber die hat sie ja gar nicht!“ ruft er, „das ist die Mutter, die berühmt war wegen ihrer großen dunkeln Glutaugen!“

Der Italiener schüttelt den Kopf mit einem Gesicht, als ob ihn dunkle Glutaugen bei Weibern sehr kühl ließen. Vielleicht weil er sie selber hat — nicht „groß“ sind die seinen, aber voll Geist und Wärme — reizt ihn ein anderes mehr. „Das Mädchen war blond,“ sagt er kurz.

Hier nickt der Regisseur dem Kapellmeister bedeutsam zu. „War der Vater auch.“ Er lächelt, ein bedeutsames Lächeln. „Erinnern Sie sich denn nicht mehr, Degner,“ das ist der Kapellmeister, „der prächtige Kerl, adlicher Referendar, ein blonder Hüne“ — er spricht den Namen leise aus. „Die Hederich senior hat sich damals wirklich nobel benommen, keinerlei Anspruch erhoben, die ganze Sache überhaupt nicht auf ihn kommen lassen, um ihn nicht die Karriere zu verderben. Nach Jahren einmal, ich glaube da, als sie dienstunfähig geworden war durch ihren Beinbruch, machte ich ihr freundschaftliche Vorwürfe darüber, daß sie sich so ohne Hilfe mit dem Wurm plage. Da sagte sie: Ach lassen Sie doch, das geht niemanden was an, und ich war damals mehr schuld als er.“ Die beiden Herren lachen. „Ein seltenes Exemplar, wie? Ja, wenn die Weiber alle so wären!“ „Was wurde doch gleich aus ihm? Er kam fort von hier?“ fragt der Kapellmeister.

„Brillanten Weg gemacht. Ist als Regierungspräsident, aber doch vor der Zeit, in den besten Jahren, gestorben.“

Der Italiener hat während der letzten Erörterungen still dabei gesessen. Sie wissen nicht recht, ob er noch zugehört hat oder nicht, und das Gespräch wendet sich jetzt anderen Dingen zu.

Der Regisseur aber vergißt das selbe nicht. Es giebt eine Art kleiner Liebedienste, man könnte sie auch mit einem andern, weniger schönen Namen benennen, die auch einmal ein Herr dem andern, ein leichter Lebemann wenigstens dem andern leistet. Und der Regisseur gehört unter die letzteren, wenn es auch bei dem Sänger nicht ganz zutrifft. Nun, es ist im ganzen noch eine unschuldige Gelegenheitsmacherei, mit der jener sich hier befaßt. (Merkwürdig übrigens und hier beiläufig bemerkt, daß in England seit Shakespeare der Name, den die Gelegenheitsmacherei typisch hat werden lassen, der eines Mannes ist.) Als die Don Juan-Vorstellung, die zweite des berühmten Gastes, in Vorbereitung ist, da ordnet — und zwar erst zu allerletzt, dicht vor dem letzten Akte der Generalprobe — der Regisseur kurz an, daß die stumme Rolle beim Bankett, welche natürlich Fräulein Fringard Gudicke als ihr verjährtes Eigentum betrachtet, diesmal an Fräulein Helene Hederich übergehen soll.

So naht denn der Traum ihres Lebens seiner Erfüllung. Sie wird noch einmal, und zwar mit wachen Sinnen, für Augenblicke an jenes Mannes Herzen liegen, und etwas Höheres hat sie ja vom Schicksal nie verlangt, als dies! Das ist der Gipfel. Mit einem feierlich andächtigen Glücksgefühl, fast wie eine wunderbare, unmittelbar ihr von oben gesandte Krönung ihres Geschicks hat sie jene Ankündigung empfangen. Sie nimmt willkürlich an, daß nachher ihre Wünsche schweigen werden und daß dann nichts mehr kommen wird, als ein stilles, zufriedenes Vergab des Lebens.

Und alles ist dazu angethan, diese feierliche Empfindung wie von einem auf sie herannahenden Großen, welches ihr unverdient und ohne ihr Zutun wird, zu bestärken. Mit dem Anzug gelingt es ihr wie nie zuvor. Ganz gegen ihre Gewohnheit giebt ihr die Mutter diesmal einige Winke, vielleicht zu Ehren des Umstandes, daß die Tochter auch einmal zu einer „Rolle“, wenn auch nur zu einer stummen, berufen wird. Die Frau des Theaterschneiders ist diesmal mit in der Garderobe, wo sie noch eine Arbeit ihres Mannes hingebraucht hat, und sie ist es, welche einer Verunstaltung von Lenchens noblem, blondem Kopf durch Kopsputz oder Hut gebieterisch wehrt. So bleibt denn Lenchen so einfach, wie man selten eine Choristin sehen wird. Sie hat sich auch nicht geschminkt; sie weiß selber nicht, woher sie den Mut zu dieser Unterklassung genommen hat. Der Regisseur bemerkt es; es ist, als wollte er, aus Gewohnheit, etwas sagen, aber er besinnt sich, verschluckt die Worte und nickt ihr nur zu.

Und nun naht die große Scene — ihre große Scene. Herr d'Almada — obwohl er sich heute noch nicht ganz ausgiebt, merken sie es doch — ist so wundervoll bei Stimme, wie nur je. Ob er Lenchen vorher gesehen hat, weiß sie nicht. Er hat allerdings die Augen ein paar mal aufmerksam und fast wie suchend die Reihe der „Mädchen, zur Liebe geboren“ entlang schweifen lassen, aber es schiebt sich heute ein so schnell über das andre... die Generalprobe, die mit größter Berührung vor sich geht, reißt alles schon fast wie die Oper selber mit sich fort.

Die letzte Verwandlung hat stattgefunden. Der kleine Trupp Chordamen im Bankettsaale wartet des Schloßherrn. Er tritt ein, mit fröhlicher Geste und mit elastischem Schritte, und seiner Rolle gemäß mit ausgebreiteten Armen derjenigen entgegen, die ihm zufliegen wird. Wer es ist, kümmert ihn ja nicht.

Nicht? Es ist, als stübe er, aber vielleicht weil die betreffende Choristin es an sich fehlen läßt. Sie kommt allerdings auf ihn zu, und nun sieht sie, sie muß es ja sehen, über sein Gesicht ein kurzes Aufleuchten gehen. Was nun geschieht, wissen sie selber kaum, die Umstehenden, die nichts ahnen, schmerzlich. Es ist auch nicht viel Außergewöhnliches für sie zu sehen gewesen.

Das Mädchen fliegt freilich nicht, sie schwankt vielmehr dem Nahenden entgegen. Aber er fängt sie mit starken Armen auf und preßt sie fest an sich. Sie fühlt — Herr Gott, wird sie es überleben? — seinen Kuß, seinen Bühnenkuß! auf ihren nie berührten Lippen, sie hört ein hastig gestüßertes: „Elena, süße Elena — corragio!“ und nun führt er sie, sorgsam und liebevoll den Arm um sie legend, zu jener Tafel. Denn er fühlt wohl, daß ihre Füße das Mädchen kaum zu tragen vermögen.

Sie sitzt träumend, selig wie im Olymp die Unsterbliche, neben ihm. Immer wieder, trotz seiner Rolle, die er nicht vernachlässigt, tauchen in ihre trunkenen Augen seine Blicke. Sie weiß es mit überwältigender Gewißheit, daß wie er für sie, auch nur sie für ihn jetzt da ist.

Nach der Probe sehen sie einander nicht mehr. Eine andere hätte es gewiß möglich gemacht, sich noch einmal treffen zu lassen. Aber Lenchen, obwohl sie nichts anderes denkt, als ihn, fängt die Sache nicht geschickt genug an. Sie sieht gerade noch von fern, wie er sich suchend umblickt. Die anderen Herren haben ihn aber umringt, und sie wird, was ihr noch nie geschehen ist, von ein paar Chordamen freundschaftlich in die Mitte genommen bis zu der Garderobe, wo dann für heute alles aus ist.

Aber ein „morgen“ erwartet die beiden! Zwischen Generalprobe und Aufführung ist wenig Zeit, zur Bestimmung zu kommen. Und diese Don Juan-Aufführung, die nun folgt, ist ohnegleichen, auch in d'Almadas Leben. Sie bringt ihm die Triumphe, die er nun schon gewohnt ist, und vielleicht nie so sehr verdient hat, wie heute. Aber das Feuer, welches aus seinen Augen blüht, ist heute nicht allein von der Kunst entzündet, und die Woge des fast trunkenen Lebensgefühls, welche ihn heute höher trägt als je zuvor, strömt aus den unergründlichen Tiefen, in welchen geheimnisvolle Mächte weben und wirken, daß aus dem liebenden Reigen der Geschlechter zu einander sich immer neu verjüngen

die Gattung. Alles spielt sich ab, wie nun schon unendlich oft in seinem Leben. Der rasende, nicht enden wollende Appassion, ein immer steigender jubelnder Enthusiasmus der Hörer und bei ihm in Spiel und Gesang eine von Nummer zu Nummer größer werdende Vollendung.

Denn ihn hindert nicht, was ihn heute erfüllt; strömt doch diese Blut mit derjenigen, deren Abbild er in jener einzigen Opernfigur zu geben hat, in einer Richtung. Als diesmal der festlich gelaunte Schloßherr die zu Zerlinchens Hochzeit versammelten Schönen begrüßt, da weiß Lenchen Gederich, daß er bei dieser Gelegenheit sie mit Lächeln und Wort aussondern wird, und er thut es. Sie weiß, daß wenn sie in späteren Scenen zwischen den übrigen steht, sein Blick sie finden wird, und er findet sie. Und beide wissen, daß dieser Abend noch ein köstliches für sie birgt, und glühen in einer Lust, die so scharf und atemversekend ist, daß sie sich kaum noch von Weh unterscheidet, dem Augenblicke, der es bringen wird, entgegen.

Und er kommt. Kein plötzliches Schrecknis, wie Lenchen im Uebermaße der Erwartung fast gefürchtet hatte, kein Erdbeben, Theaterbrand oder Panik, verhindert ihn am Eintreten. Des letzten Aktes letzte Scenen nahen und mit ihnen die, in welcher für Lenchen Gederich das Leben gipfeln soll. Denn nachher, nach diesem Kusse noch — und küssen wird er sie, das weiß sie — vermag ja gar nichts mehr zu sein.

Aber sie wartet und bebt nicht allein. Auch der Italiener glüht in einer ihm fremden Weise. Der Vorhang ist aufgeschlagen, der Bankettsaal ist da, und in ihm die wartenden Schönen. Don Juan tritt ein. er sieht nur die eine, und hold wie die Frühlingsverheißung seines Lebens, welche dasselbe dem gereiften Manne noch schuldig geblieben war, eilt sie ihm diesmal entgegen. Er weiß, dort naht sein Glück. und jauchzend fast empfängt er es und preßt es an sich, nicht achtend der Tausende, welche gierige Augen auf ihn — auf ihn nur, sie zählt ja hier nicht — heften. Das süße Geheimnis, geboren aus dem Gegensatz zwischen seiner Berühmtheit und ihrer Unbedeutendheit, schwebt ja trotzdem um sie, wie jene goldene Wolke, welche beim Homer die Unsterblichen, wenn sie die Erde beschreiten, einhüllt.

„Mi amai? liebst du mich?“ flüstert er diesmal unter zwei kurzen, heißen Küssen. Sie sieht ihn, bleich unter diesem mächtigen Schicksal bis in die schönen Lippen, mit verlagenden Augen an. Er weiß, daß ihr Leben ihm gehört und in dem seinen aufzuleben und sich verzehren wird, wie der dunkle kleine Planet der in die Bahn der Sonne gerät und, von ihr unausweichlich angezogen, in ihre den Weltraum durchlöchernden Flammen stürzt.

Das letzte Bild paßt nicht. Er hat sie nicht versengt und verzehrt, sondern — geheiratet. Sie ist seine Frau geworden, und mit ihrem wundervollen musikalischen Verständnis und ihrem glücklichen Mangel an jedweder ausübenden dramatischen Fähigkeit, die richtige Frau für ihn gewesen.

Das gehört aber eigentlich nicht hierher. Hier sollte nur erzählt werden, wie und wann sich die Krone des Lebens auf jenen demütigen, kindlichen, blonden Kopf niedergesenkt hat.

Theodor Körners Braut.

Ein Gedenkblatt von Ernst Montanus.

Nachdruck verboten.



Antonie Adamberger.

Am 23. September dieses Jahres ist die Jahrhundertfeier Theodor Körners, und sicherlich wird an diesem Tage, „soweit die deutsche Zunge klingt,“ des edlen Dichters jüngerlings gedacht, der Eltern, Braut, Stellung, alles im Stiche ließ, um sein Leben dem großen deutschen Vaterlande zu opfern und der durch seinen Heldentod vollausgehätigt hat, was er in Liedern so begeistert gesungen. Wir benutzen die Gelegenheit, um an dieser Stelle seiner Braut, der schönen, vielbewunderten Toni Adamberger, zu gedenken, die den jungen Dichter zu seinen innigsten Liedern entflammte, deren Namen eines seiner schönsten Werke trägt, mit deren Namen auf den Lippen er verstarb.

Toni Adamberger war ein Schauspielerskind von Vater- und Mutterseite und am 30. Dezember 1790 zu Wien geboren. Ihr Vater, Valentin Adamberger, ein Freund Mozarts, war

von 1770 bis 1798 als k. k. Hofopernsänger in Wien ein gefeierter Tenorist und wirkte später bis an seinen im Jahre 1803 erfolgten Tod als Gelehrter. Die Mutter, Madame Adamberger, geb. Jacquet, war als gefeierte Naive des Burgtheaters der Lieblich des Wiener Publikums.

Mit elf Jahren wurde die kleine Toni, ein wunderhübsches Mädchen, als Schauspielerin „entdeckt“, als sie in Hising zu einem wohlthätigen Zwecke in einem Kinderstück: „Die kleine Lehrenleserin“ mitwirkte. Sie selbst berichtet darüber in ihren eigenhändigen Aufzeichnungen, die ihr Sohn, der bekannte österreichische Historiker und Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften, Alfred Ritter von Arneht, kürzlich veröffentlicht hat: „Ich mußte die rührende Mutter darstellen. Meine Angst war so groß, daß man behauptete, es sei kein Auge trocken geblieben, so rührend sei ich gewesen. So viel sprach man nach Beendigung der Vorstellung von meinem großen Talente, und ich sah in den Augen meiner Mutter eine so lebhafteste Satisfaktion darüber, daß ich aus dem Erstaunen gar nicht herauskommen konnte. Ja, dieses Erstaunen war noch viel größer, als meine Freude, denn ich konnte gar nicht begreifen, wo denn das Talent gesteckt habe, von dem nun so viel gesprochen wurde und auf welches früher niemand verfallen war.“

Als die Mutter wegen zunehmender Kränklichkeit ihrem Berufe entsagen mußte, bewilligte man ihr eine Benefizvorstellung, für die Kohebe ein hübsches Gelegenheitsstück verfaßte. Die arme Frau fühlte sich aber schon so schwach, daß sie es nicht mehr wagen durfte, in Person noch einmal vor das Publikum zu treten. So schrieb denn H. von Collin ein kleines Stückchen „Der gestörte Abschied“, in dem Toni zum erstenmale öffentlich auftrat und für die Mutter danken sollte. „Es war am Geburtstage meines Vaters, den 22. Februar, und zwar im Jahre 1804, daß dies geschah“, erzählt sie. „Der Senior der Schauspielergesellschaft, Joseph Vange, führte mich in dem Stücke einer kleinen Gesellschaft von Menschen vor, in der Frau Einzige ihre letzten Sommermonate zugebracht hat. Zum Tode erkrankt, sei sie nicht mehr imstande, von ihnen Abschied zu nehmen, und sende zu diesem Behufe ihre Tochter. — Meine Angst und meine Rührung waren so heftig, daß ich nur schluchzend reden konnte. Der Glanz der Lampen, die wie sprühende Kugeln vor meinen Augen tanzten, blendete mich so, daß ich keinen Schritt zu thun wagte; man mußte mich immer leiten und führen. Die ganze Vorstellung erhielt durch die Liebe der Schauspieler, denen meine Mutter nie auch nur einen Augenblick des Lebens verbittert hatte, einen so rührenden Anstrich, daß das Publikum ausnahmslos vom tiefsten Mitgefühl durchdrungen wurde. Auf der Bühne wie vor der Bühne weinte man so heftig, daß der Dialog mehrmals unterbrochen werden mußte. Keiner der mitspielenden Künstler hat jemals eine ähnliche Vorstellung erlebt! Allen erschien ich als das Kind ihres Herzens, und alle trugen die Liebe, die sie für meine Mutter empfanden, auf mich als deren Tochter über.“

Im Herbst desselben Jahres starb der Vater, und wenige Monate darauf folgte ihm auch die Mutter. Eine Tante übernahm die Erziehung der sechs verwaisten Kinder; die pekuniären Mittel waren sehr dürftig, und so sah sich denn Toni genötigt, um ihrer Geschwister willen zur Bühne zu gehen, obwohl die Mutter sich früher dagegen ausgesprochen hatte. Der damalige Leiter des Burgtheaters, Freiherr von Braun, stellte sie als Celebin an, und unter der Anweisung tüchtiger Lehrer entwickelte sich ihr Talent für tragische wie für heitere Rollen so glänzend, daß sie — ein höchst seltener Fall — als kaum Achtzehnjährige bereits „pensionfähige k. k. Hofschauspielerin“ mit 800 Gulden Gehalt war. Beethoven studierte ihr selbst die Egmont-Vieder ein, sie spielte eine Thekla und Desdemona mit gleicher Vollendung, wie Zfflandsche und Kohebeische Rollen und war bald, wie vordem ihre Mutter, der erklärte Liebling des Publikums.

Dabei war und blieb ihr Ruf ein mafelloser, sodas sie ihr die ersten und besten Kreise Wiens bereitwillig erschlossen. Mit erklärlichem Stolze berichtet ihr Sohn: „Gar manches Auge mag sich nicht nur bewundernd, sondern auch begehrlieh, aber freilich ganz erfolglos zu der bildschönen Schauspielerin mit den kohlschwarzen Augen und dem dunklen Haar erhoben haben, denn man wußte ja, daß sie jedem Versuch unzugänglich und außer von der eigenen Tugend auch noch von einer strengen Tante geschützt war, welche um deswillen zu jener Zeit den sie ehrenden Beinamen eines ‚dragon de vertu‘ erhielt.“

Auch Theodor Körner fühlte sich sofort mächtig von dem holden Mädchen gefesselt, sobald er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, was auf der Probe zu seinem kleinen Lustspiel „Der grüne Domino“ geschah, dessen beide einzige Rollen Toni und ihre Freundin Netti Krüger spielen sollten.

Er war im August 1811 nach Wien gekommen, wo er Geschichte und Philosophie studieren und dichterisch thätig sein wollte. Karoline Bichler, bei der er viel verkehrte, schildert die äußere Erscheinung des Zwanzigjährigen folgendermaßen: „Er war eine hohe, schlanke, kräftige Jünglingsgestalt, nicht eben mit schönen, aber sehr bedeutenden Zügen, lebhaften, blauen Augen, bei ganz dunklem Haar und in einem etwas vernachlässigten Anzuge.“

Als dramatische Versuche des jungen Dichters entstanden damals zwei Einakter in Alexandrinern: „Der grüne Domino“ und „Die Braut“, welche das Burgtheater zur Aufführung annahm. Beide wurden am 17. Januar 1812 zum erstenmale gegeben und errangen in erster Linie durch das geistvolle Spiel Tonis großen Beifall. Der glückliche Dichter bearbeitete dann für sie die Erzählung H. von Kleists „Die Verlobung auf St. Domingo“ zu einem dreiaktigen Drama „Toni“, und die Leseprosen und das Einstudieren der Rolle ließen den Liebesfunken in Körners Herzen bald zu lichter Flamme empor schlagen. Auch Toni gestand ihm ihre Gegenliebe, und so ward der Bund der Glücklichen fürs Leben geschlossen.

Wie hinreichend die hochbegabte, gefeierte Schauspielerin unter diesen Umständen am 17. April die Titelrolle in dem für sie geschriebenen Drama gespielt haben mag, kann man sich denken. „Der Beifall war ungeheuer“, meldet Theodor den Seinen in Dresden, „jede Scene wurde beklatscht, und am Ende hörte das Bravorufen gar nicht auf. Die Adamberger wurde herausgerufen. Alles gab sich unendliche Mühe, da ich von allen gut gelitten bin. Alle übertraf aber doch die Toni, und der Schluß, der zum Glück gut abließ, brachte das Publikum in gewaltigen Enthusiasmus. Man rief sogar am Ende des Stückes wider alle Sitte meinen Namen. Seit

langer Zeit hat kein Stück den gleichen Erfolg gehabt. Der Adamberger gab der Gedanke, daß ich das Stück für sie geschrieben hatte und daß es ihren Namen trägt — sie heißt selbst Toni — ungewöhnliches Feuer.“

Auch bei dem zweiten Drama Körners „Die Sühne“ geübte das Hauptverdienst für den glänzenden Erfolg, den es errang, ohne Zweifel wiederum seiner holden Braut.

Inzwischen ahnten des Dichters Eltern, der Oberappellationsgerichtsrat Christian Gottfried Körner, der vertraute Freund Schillers, und dessen Gattin Minna geb. Stock, noch nichts von diesem Herzensbunde. Erst in einem Briefe vom 20. Mai enthüllte Theodor dem Vater das Geheimnis, indem er ihm schrieb: „Vater, treuer, treuer Freund, ich habe mein Ziel gefunden, wo ich meinen Unterwerfen soll. Vater, ich liebe! Sieh! Es ist mein größter Stolz, daß ich mit dieser Freiheit der Empfindung Dir ins väterliche Auge blicken darf und sagen kann: ich liebe, liebe einen Engel! Nun, Du wirst sie sehen, und wenn Dich ihr Anblick nicht ebenso ergreift, wie mich, wenn Dir aus ihren dunklen Augen nicht eben die friedliche Seligkeit entgegenweht wie mir, so ist es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Uebereinstimmung und Harmonie unserer befreundeten Seelen geträumt hat. Vater, die Gewißheit, die ich in mir trage, daß sie Dich ebenso begeistern wird wie mich, sei Dir ein Bürge meiner Liebe, meiner Wahl.“

Als die Eltern, von denen die Mutter anfangs im stillen manche Bedenken gegen die Verbindung ihres Sohnes mit einer Schauspielerin hegte, dann im Juli 1812 mit Theodors Schwester und Tante nach Wien kamen, wußte sich Toni sofort auch ihre Herzen zu gewinnen. Sie segneten seine Verlobung, und die Mutter schenkte ihr eine Perlenkette. „Nie habe ich sie getragen“, schreibt Antonie später, „aus Ehrfurcht und andächtiger Scheu, aber gefühlt habe ich den Spruch eingetragenen in mein Herz: ‚Perlen bedeuten Thränen!‘ — Als Theodor, zu Tode getroffen, fiel, hatte er mein Bild, von Vieder gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe in den Taschen.“

Zunächst folgte aber noch eine unbeschreiblich schöne Zeit für das glückliche Paar. Theodor wand der Geliebten einen Kranz der herrlichsten Liebeslieder und vollendete seinen „Prinz“, der am 30. Dezember Stürme von Beifall auf der Bühne des Theater an der Wien entfesselte. Kurz darauf ward er unter sehr günstigen Bedingungen als Theaterdichter für das Burgtheater angestellt, sodas er nunmehr daran denken konnte, in Välle den eigenen Herd zu gründen.

Da kam der weltgeschichtliche Augenblick, in dem das deutsche Volk sich endlich gegen seinen ausländischen Bedrücker erhob und einmütig zu den Waffen gegen den Erbfeind griff. Auch Theodor hielt es für seine Pflicht, dem Aufrufe König Friedrich Wilhelms III. zu folgen. Er entwand sich dem Arm der Liebe und eilte nach Breslau, um in Lübow „wilde, verzogene“ Schar einzutreten. Am 26. August 1813 traf den jugendlichen Helden eine tödliche Kugel in dem Gefechte bei Gadebusch.

Die schreckliche Kunde warf Antonie auf das Krankenlager. Nach Monaten erst nahm sie ihren Beruf wieder auf, der ihr aber keine Freude mehr machte. „Mit zerrissenem Herzen vor einem überfüllten, atemlos lauschenden Hause jubeln zu müssen über die Siege, welche dem eigenen Gemüte das größte und schwerste Opfer auferlegt hatten, und nicht bloß zu ahnen, sondern zu wissen und zu hören, wie diese ganze Menge den unendlichen Jammer versteht, welcher im tiefsten Innern aufschreit, das ist und bleibt unagbar und kann unmöglich beschrieben werden,“ bekennt sie selbst.

Sie verließ 1817 die Bühne und vermählte sich später mit dem damaligen Kustos und nachmaligen Direktor des Münz- und Antikenkabinetts in Wien, Joseph Arneht. Die Ehe war überaus glücklich; sie wurde am Weihnachtstage 1867 durch den Tod Antoniens getrennt. Sie hatte es in späteren Jahren stets vermieden über ihre erste Brautzeit zu reden und hat auch keinerlei Melanien, Briefe oder Gedichte von Körner hinterlassen; die Erinnerung an ihn ist wohl aber niemals aus ihrem Herzen gewichen.

Aphorismen.

Von Stephanie Wohl.

Die Freude ist eine Kette, welche die Seele an die Erde fesselt; Leid und Schmerz sind Flügel, die sie gen Himmel tragen.

Die großen Geister der Menschheit suchen alle die Wahrheit; sie vergessen, daß, seitdem die Welt besteht, nur die Illusionen die Menschen beglückt haben.

Das Hauptbedingnis zum Glück ist die Zufriedenheit; die Wurzel allen Fortschrittes ist die Unzufriedenheit. Und seit Jahrtausenden schwankt die Menschheit zwischen diesen beiden Gegensätzen. — Dies der Schlüssel all ihrer Kämpfe.

Die Liebe löst das Problem, wie es möglich sei, sich durch Verschwendung zu bereichern.

In der Ehe bilden zwei Hälften nur selten ein Ganzes.

Für den denkenden Menschen giebt es nur eine Möglichkeit zufrieden zu sein: er muß das Wort „Warum?“ vergessen.

Aus der Lebensanschauung eines Mannes können wir mit Sicherheit schließen, welcher Art die Frau gewesen sei, die den größten oder geradezu entscheidenden Einfluß auf sein Leben ausgeübt.

Es giebt ein Etwas, das stärker ist, als die Stärke des Mannes, das ist — die Schwäche des Weibes.

Die Prinzipienlosigkeit ist der beste Schwimmgürtel auf dem Meere des Lebens.

In der Liebe ist der Mann wie ein Kind, das dem Spielzeug nachweint, welches die Mutter vor ihm veripert. Hat er es aber bekommen, so zerbricht er es, und hat er es zerbrochen, so verachtet er es.



Die elektrische Ausstellung zu Frankfurt a. M.

Nachdruck verboten.

Im Mai wurde die internationale elektrotechnische Ausstellung in der alten Krönungsstadt am Main, allerdings im recht unfertigen Zustande, wie es ja das Schicksal der meisten Ausstellungen zu sein scheint, eröffnet; jetzt ist dieselbe in fast allen ihren Teilen vollendet und bietet ein imponierendes

Bild vom Können des Zauberers unserer Zeit, des Elektrotechnikers. Auf den älteren Ausstellungen Paris, Wien und München waren es die verschiedenen Arten der Beleuchtungsbranche, die dem Publikum und den Fachleuten vorgeführt wurden. Für die Ausstellung in Frankfurt stellte man sich die Aufgabe, die Einrichtungen, die der elektrischen Kraftübertragung in ihren tausendfachen Variationen dienen, zur Darstellung zu bringen. Durch die elektrische Kraftübertragung ist man imstande, jedwede Kraft, mag sie in der Kohle schlummern, im Fall des Wassers sich darbieten, in der Stoßkraft des Windes sich zeigen, oder gar der Flutwelle der Gezeiten angehören, in Strom zu verwandeln und denselben an beliebiger Stelle zum Antrieb von Maschinen auszunutzen; welche wiederum Licht erzeugen, Metalle aus den Erzen auscheiden, oder sonst mechanische Arbeiten jeder Art verrichten können. Die ersehnte Art der Ausnutzung ist seit lange zur hohen Vollendung gelangt. Man hat es nun in Aussicht genommen, den Strom, der in den elektrischen Centralen der Großstädte erzeugt wird und der bisher fast ausschließlich für Beleuchtungszwecke in Anwendung gebracht wurde, auch für andere Arten der Praxis, wie sie Haus und Hof, Markt und Straße erfordern, zu verwenden. Unsere Väter jenseits des Ozeans sind uns seit geraumer Zeit in dieser Beziehung voraus, und in vielen Städten des großen Freistaates werden die Betriebsmaschinen durch die seltsame Naturkraft zur Bewegung gezwungen. Nähmaschinen, Instrumente, die den Zwecken des Zuschneidens und dergleichen dienen, setzt man dort durch den elektrischen Strom in Betrieb. Die Ausstellung in Frankfurt führt uns solche Betriebe in vollendetster Form vor. Gegen zwanzig Gewerke zeigen dort, was die Elektrizität vermag. In Schlossereien, Schreinereien, in den Werkstätten der Schuhmacher und Schneider, sowie in den Räumen von Mühlen, Molkereien, Wäschereien, Diamantschleifereien und Dundereien ist alles elektrisch bewegt, und wir erhalten einen deutlichen Beweis, daß wir uns im Jahrhundert der Elektrizität befinden.

Aber auch in der Hauswirtschaft ist die Elektrizität berufen, eine herrschende Rolle zu spielen. Ihr billiger Preis dürfte bald dazu führen, daß jedes Gebäude, natürlich nur zunächst in den Grenzen der Großstadt, Anschluß an die Centralen findet, dann besitzt die Hausfrau im elektrischen Strome ein Kraftmittel, das in bequemster Weise Licht und Wärme spendet, aber auch wohl geeignet sein dürfte, durch die zersetzenden Eigenschaften, die ihm innewohnen, in der Chemie der Küche einschneidende Umwälzungen hervorzurufen. Wie sauber mag es dereinst in den Küchen und Wirtschaftsräumen aussehen, wenn Koks und Kohle, Holz und Torf und der lästige Qualm verbannt sind; vertrieben durch die univervelle Kraft der Elektrizität, die nicht nur leuchtet und heizt, sondern auch kocht und siedet.

Wenn wir von der Einwirkung der Elektrizität auf die Chemie der Küche sprechen, so beredigt uns hierzu hauptsächlich die neueste Entwicklung der Nahrungsmittellehre unter dem Einfluß der wunderbaren Naturkraft.

Die uralten Methoden der Weinbereitung haben z. B. kürzlich durch den elektrischen Strom seltsame Verbesserungen gefunden. Pollet zu Verzy ließ durch Röhren, in welchen sich silberne Scheiben als Elektroden befanden, Wein fließen. Durch den elektrischen Strom wurde der Gerbstoff zerstört und auf diese Weise die Haltbarkeit des Weines erhöht. Der Erfinder unterwarf zumeist die durch ihre geringe Haltbarkeit berüchtigten algerischen Weine dieser Operation und erhielt Marken, welche sich nunmehr vorzüglich zur Ausfuhr eignen.

In ähnlicher Weise hat kürzlich der Elektrotechniker Schulze in Straßburg durch elektrische Behandlung es zustande gebracht, dem jungen Weine in kurzer Zeit die Eigenschaften alter, abgelagerter Weine zu verleihen. Endlich gelang es auch dem Professor Mangarini in Rom, mittelst Elektrolyse die Essigsäure im Wein zu zersetzen und dadurch minderwertige Produkte in relativ einfacher Weise zu veredeln. Versuche solcher Art, die sich mit der Chemie der Nahrungsmittel beschäftigen, werden vielfach auf der elektrischen Ausstellung vorgeführt.

Die Elektrizität ist aber nicht nur geeignet, in vorteil-

hafter Weise auf so ziemlich alles, was zur Nahrung und Nahrung des Tages gehört, einzuwirken; sie bewahrt auch unser Heim vor verbrecherischen Eingriffen. In diesem Sinne ist vor kurzem die Eigentümlichkeit des Metalles „Selen“, den Widerstand gegen elektrische Ströme bei der Beleuchtung zu verändern, ausgenutzt; man bringt eine Selenzelle mit einem Läutewerk in Verbindung; wird der Raum, in welchem dieselbe sich befindet, plötzlich erleuchtet, so läßt die Zelle einen Impuls auf das Läutewerk aus, und daselbe beginnt seine Thätigkeit. Wir besitzen also in dieser Vorrichtung eine Diebesfalle, wie sie nicht besser gedacht werden kann.

Gar oft ist im Publikum das Bedauern ausgesprochen worden, daß nur einem relativ kleinen Teile der Segen des Telephons zu gute komme; diesem Mangel dürfte durch den auf der Ausstellung vorgeführten Telephonautomaten hoffentlich gar bald Abhilfe werden. Die Einrichtung dieses höchst nützlichen Apparates ist im kurzen folgende. Durch Einwerfen eines Fünzigpfennigstückes und Drücken auf einen Knopf wird der Beamte auf der Centrale durch eine Signalglocke aufmerksam gemacht; er empfängt den Anruf und ist imstande, die gewünschte Verbindung herzustellen; sollte dieselbe nicht möglich sein, so fällt das Geldstück selbstthätig wiederum aus dem Apparate heraus.

Großes Interesse erregt bei den Besuchern der Ausstellung das elektrische Klavier von Eisenmann. Dasselbe unterscheidet sich in seinem Aeußeren nicht von den gewöhnlichen Instrumenten, es besitzt außer dem Hammerwerke eine große Anzahl kleiner Elektromagnete, welche beim Drucke auf eine Taste anziehend auf die Saiten wirken und dieselben in Schwingung versetzen. Man kann auf diese Weise z. B. den Bass elektrisch und den Diskant mit dem Hammerwerk spielen. Die Klangfarbe des neuen Instrumentes ähnelt im allgemeinen der des Harmoniums, in den tieferen Lagen ist der Ton dem der Orgel, in den mittleren dem des Cello und in den höheren Lagen dem der Violine und der Harfe zu vergleichen.

Eine der interessantesten Anwendungen des elektrischen Stromes bietet sich in den elektrisch bewegten Eisenbahnen dar, welche ihre praktische Durchbildung bei den Amerikanern erlangt haben. In Deutschland hat die elektrische Bahn seltenerweise fast überall großen Widerstand gefunden, und selbst in ihrer Vaterstadt, der deutschen Reichshauptstadt, ist es nicht gelungen, trotz des energischsten Vorgehens der hervorragendsten Techniker, ihre Einführung zu ermöglichen. In Frankfurt sind nun von deutschen und fremden Firmen alle möglichen Systeme vorgeführt, die den maßgebenden Kreisen hoffentlich endlich ad oculos demonstrieren, welche Unterlassungssünde sie begehen, wenn sie sich der Einführung des einzig praktischen und zeitgemäßen Verkehrsmittels auch für die Zukunft verschließen wollen. Wir sehen dort die elektrischen Bahnen betrieben durch Accumulatoren, jene wunderbaren Kraftkästen, in denen die elektrische Energie aufgespeichert schlummert, sowie bewegt durch Ströme, die von den Centralen ober- oder unterirdisch den Wagen zugeleitet werden.

Im allgemeinen wird für die Zwecke des Großbetriebes der elektrische Strom in Centralen erzeugt, wo die Dynamos mittelst Dampfmaschinen durch die Kraft der Kohle bewegt werden. Schon seit lange ging man mit dem Gedanken um, zur Betriebskraft auch andere Naturerscheinungen herbeizuziehen, wie sie die Erde in so reicher Weise darbietet. So werden z. B. viele Städte in der Umgebung der Niagarafälle mit Strom versorgt, welcher durch die direkte Umgehung der Fallkraft jener gewaltigen Wassermassen erhalten wird. Die Fälle drehen Turbinen, welche wiederum die Strom erzeugenden Dynamomaschinen bewegen.

Aber nicht jedes Land erfreut sich des Segens solcher Naturkräfte, die eine kostbare Menge Energie den glücklichen Bewohnern zur Verfügung stellen. Man hat ja allerdings den elektrischen Strom, der durch Wasserfälle mittelst Dynamomaschinen erzeugt wurde, auf viele Kilometer fortgeleitet, aber immerhin waren solche Einrichtungen mehr Versuch und zu kostspielig, um wirklich praktische Verwendung zu finden. Die Dynamomaschinen und die Methoden der elektrischen Stromüberführung sind nunmehr thatsächlich so weit gediehen, daß man in Aussicht nehmen darf, ganze Provinzen durch die Energie der Wasserkräfte, wie sie z. B. in der Schweiz sich vorfinden, in billiger Weise mit Elektrizität zu versorgen. Der Versuch, der die Möglichkeit der Durchführung dieses großartigen Planes erbringen soll und an dessen Ausführung nicht mehr zu zweifeln ist, wird auf der Frankfurter Ausstellung zur Vorführung gelangen.

Durch die Kraft eines Wasserfalles von ungefähr dreihundert Pferdekraften, der sich im Dörschen Hochfelden im Glathale befindet, wird durch eine Wechselstrommaschine ein Strom erzeugt und dem 175 Kilometer entfernten Frankfurt zugeführt. Hier tritt derselbe in neu erfundene Drehstrommotoren ein, welche wiederum Arbeitsmaschinen aller Art in Bewegung setzen. Wie imponant dieser Versuch ist, ergibt sich daraus, daß schon die Drahtleitung allein eine Länge von 500 Kilometer besitzt. Die Einrichtungen für diesen Versuch sind als die wichtigste Vorführung der gesamten Ausstellung zu betrachten.

Es ist wohl selbstverständlich, daß auch alle anderen Zweige der Weltwissenschaft Elektrotechnik in Frankfurt reich vertreten sind und alles dasjenige bringen, was die letzten Jahre Neues und Wertvolles geschaffen haben. Wir finden jene wunderbaren Kunstwerke, deren die moderne Telegraphie bedarf, wir hören und bewundern die Uebertragungsfähigkeit des Telephons und schauen die glänzenden Lichteffecte, welche die Elektrizität im Glüh- und Bogenlicht hervorzubringen versteht. Ein Hauptstück solcher Art, welches immer von neuem die bewundernden Zuschauer herbeilockt, ist ein mächtiger Drache, der aus seinem weitgeöffneten Rachen farbige Dampf- und Wassermassen speit. Der Drache ruht auf einem Felsen, auf dem eine Andromeda verzweifelt die Hände ringt, und ein imposanter Wasserfall sendet seine Wogen in ein mächtiges Becken, über welches kleine Boote den Verkehr vermitteln.

Franz Reidt.

Skizzen aus dem englischen Landleben.

Von Luise Rebertsch.

(Schluß von S. 336.)

Nachdruck verboten.

Ich fahre in meinem Berichte fort. Mit Zeichen des lebhaftesten Interesses kommt uns eine Frau entgegen, bei deren Anblick wir uns schnell gegenseitig das Versprechen erneuern, uns einander nicht anzusehen. Das gilt für alle kritischen Fälle, in denen unsere Ernsthaftigkeit auf die Probe gestellt zu werden droht; ohnehin sprudeln die beiden jungen Mädchen leicht von Lachlust über, und wir fürchten oft, zu unredlicher Zeit in sehr unpassende Heiterkeit auszubrechen. Die Warnung ist wirklich nicht unnötig, Mrs. Langton ist sehr taub, sehr lebhaft und erregbar; auf meine Frage nach ihrem Befinden klagt sie mir sehr wortreich ihre Schwerhörigkeit, teilt uns dann aber mit großer Freude mit, sie habe nun endlich von einem probaten Mittel gehört. „So, wirklich?“ sagen wir teilnehmend. „Ja, ein ganz herrliches, ein unsehbares Mittel, das Fett von einem — Igel! Das ist vorzüglich gegen Harthörigkeit!“ Ja, und nun hat ihr gestern ihr Zunge einen Igel gefangen, sie hat ihn gesotten — es folgen die Einzelheiten — und will das Fett — mein Gottlob nicht essen, sondern nur — in die Ohren tröpfeln!

Ich habe unter wechselnden Anwandlungen von Lachlust und Ekel zugehört, die ich aus Schonung unterdrücke, denn die Frau ist voll Ernst und Eifer; die beiden Mädchen aber behaupten, ich habe ihre Fassung ungewöhnlich hart geprüft, denn meine Seitenbemerkungen von: „Pfu! schrecklich! abscheulich!“ mit denen ich mir während der verschiedenen Studien der Erzählung unwillkürlich Luft gemacht, hätten ihnen inmitten meiner geklärten, teilnehmenden Entgegnungen gar zu komisch geklungen. Ihre immerhin sehr sichtbare Heiterkeit wurde übrigens von der guten Frau als eine Güte und Teilnahme mit Entzücken aufgenommen; strahlenden Angesichts nickte und knigte sie unaufhörlich. Nun geht es endlich weiter zu unserer Patientin Grace Westburn; von fern schon sehen wir die blühenden Blumen in ihrem Fenster, zwischen denen der Bauer mit dem Kanarienvogel hängt, und dahinter späht sicher schon von dem Lager, das den Weg übersieht, ein blaßes Gesicht nach uns aus.

Nichts Freundlicheres, als dies helle, nette Stübchen, das, mit vielen kleinen Gaben und Zieraten geschmückt, weit hübscher und traulicher ist, als die übrigen Dorfwohnungen, nichts Nüchterneres als dies wachsbliche, von glänzend braunem Haar eingerahmte, halb verklärte und bei unserm Erscheinen stets lächelnde Gesicht.

Daß Grace, bei so komplizierten Leiden wie den ihrigen, noch weiter lebt, ist ein Rätsel für alle, die sie kennen, nicht am wenigsten für die Ärzte, die schon vor acht Jahren ihre Auflösung für ganz nahe hielten. Als fünfzehnjähriges Mädchen wurde sie, vermutlich schon erhit, von einem Gewittersturm ganz durchnäßt, blieb noch stundenlang in den nassen Kleidern, legte sich am Abend zu Bett und ist seitdem, seit zwölf Jahren, nicht wieder aufgestanden. Man erzählte uns, sie habe, an sich schon schwächlich, keine Willenskraft gehabt, sich aufzuraffen, und so habe, da auch ihre damals noch lebende Mutter nicht die Einsicht und Energie hatte, sie aus ihrer Passivität aufzurütteln und diese Bettlägerigkeit zu verhindern, die Lähmung unaufhaltsame Fortschritte gemacht. Jetzt ist sie völlig hilflos, von beständigen Schmerzen geplagt, unfähig sich zu beschäftigen, außer mit Lesen — vielleicht eine Viertelstunde zur Zeit, wobei sie mit einem der beweglichen Finger mühsam das Blatt umwendet — aber stets sanft und geduldig, heiter sogar in ihrer stillen Weise, und durch ihre Lektüre, sowie durch langes Alleinsein und Nachdenken ihrer Umgebung sehr vorans.

Sie hat noch ihren Vater und eine Schwester, die sie treulich pflegen, aber beide sind durch ihre Arbeit zumeist außer dem Hause beschäftigt, sie ist also viel allein, und Besuche, besonders die unfriegen, sind, wie sie sagt, die Lichtpunkte ihrer Tage. Ihr bringen wir natürlich — außer Stärkungen und gelegentlichen Lieblings-speisen — Bücher, Blumen, Silber, Nippes, und haben ihr von unserm Tischler ein eigens erfundenes, leichtes Gestell zur bequemeren Erhöhung ihres Buches beim Lesen machen lassen; ja im Sommer haben wir auch ihr Stübchen selbst tapeziert, ganz kokett, mit selbstgewählter heller Tapete und einer Bordüre von zarten Rosenknospen. „Wie für eine Prinzessin,“ sagte sie; aber es sollte einmal extra schön sein, niemand denkt bei ihr an Vergleichen oder Beneiden, sie hat ja sonst so wenig Vergnügen. Ich versichere Dich, auf diese Leistung sind wir stolz, denn die Architektur des Zimmers, mit seinen schrägen Wänden und Winkeln und Wandchränken — von Thür und Kamin noch gar nicht zu reden — bot für unsere Berechnungen die größten Schwierigkeiten. Welch ein Triumph aber auch, als alles fertig war — schön, rein und faltenlos!

Du meinst vielleicht, das hätten auch Arbeitsleute machen können, und vermutlich noch besser? Keineswegs! Die Arme ist sehr und furchtsam wie ein Reh; ich glaube, schon der Anblick und das Geräusch der fremden Arbeiter hätten sie halb krank gemacht, auch hätte sie nicht einmal die Feuchtigkeit eines radikalen Tapezierens vertragen. Wir dagegen machten das ganz leise und behutsam, und täglich nur ein Stück, das dann gemächlich trocknete. Diese Beschäftigung, der sie mit Entzücken folgte, und unsere Unterhaltung dabei, machten diese Zeit zu einer wahrhaft glücklichen für sie, wie sie mit leuchtenden Augen und ihrer leisen Stimme wiederholt versicherte.

Eine andere herrliche Erinnerung sind ihr die vorigen Weihnachtsnachten, als Valentin und ich, die wir gehört hatten, daß sie nie einen brennenden Weihnachtsbaum gesehen habe, ihr ein fertig geschmücktes Christbäumchen brachten. In einem großen Waschkorb trugen wir es vorsichtig durch den Park; ein Nichtweg, der durch ein Mauerpförtchen direkt auf das Dorf mündet, erparte uns eine ganze Strecke Weges, dennoch waren wir nicht unzufrieden, als wir unsere Last glücklich vor Graces Stubenthür niederlegten. Aber wie überreich wurden wir auch durch ihr Entzücken belohnt, als wir sie die Augen öffnen hießen, die sie auf unsere Bitte geschlossen gehalten, während wir den Baum hereinholten und anzündeten. Um den Anblick einer solchen Freude hätten wir gern die zehnfache Mühe übernommen.

Wie froh begrüßt sie uns heute wieder — wie leuchten ihre Augen bei jeder Einzelheit unserer Berichte von Haus und Familie, von unserm Thun und Treiben, wie entzückt erzählt sie uns, mit ihrer fast unhörbaren Stimme, aus der letzten Nummer der „Sonntage dasheim“.



Freudige Nachricht. Gemälde von K. Schweningen.

Photographieverlag der Photographischen Union, München.

Und ist denn alles wirklich wahr, fragt sie, was man da von dem Mute und der Selbstbeherrschung des Generalpostdirektors, Mr. Fawcett, erzählt, der als junger Mann durch einen unglücklichen Jagdunfall das Augenlicht verlor?

Wörtlich wahr, bestätigen wir und können noch manche Einzelheiten von der unbezwinglichen Energie dieses seltenen Mannes hinzufügen, der, trotz so schwerwiegender Hindernisse, zu den tüchtigsten Männern gehört, die dieses wichtige Amt bekleiden haben, und dessen rastloser Thätigkeit das Postwesen eine neue und vortreffliche Organisation verdankt.

Eine kurze Zeit nach dem Unglück, so sagt man, drohte Schwermut über sein scheinbar zerstörtes Leben ihn zu erfassen, dann aber überwand er sie aus Liebe und Rücksicht für seinen Vater, der die unglückliche Veranlassung zu dem Unfall gewesen, und zwang sich von da an zu vollster Teilnahme an dem täglichen Leben, selbst zu Vergnügungen, wie Schlittschuhlaufen und andere, mit einer Energie, die dann nie wieder erschlaffte.

Grace hört mit geröteten Wangen atemlos zu, als ich ihr erzähle, daß ich Mr. Fawcett manchmal in seiner Heimat Salisbury gesehen, wo er eine kurze Mußezeit zubrachte, und von seinem Privatsekretär, einem ganz jungen Menschen, geführt, seine täglichen Spaziergänge machte.

Während sie zuhört, streicht die beweglichere Hand der Kranken oft leise wie lieblosend über die bunte Steppdecke auf ihrem Bette, die, ein Meisterwerk von Marys Fleiß und Geduld, ein selten schönes, von einer phantastischen Irinländerin erfundenes Dessin zeigt, wie man es bei diesen so oft geschmacklos zusammengewürfelten Arbeiten nicht häufig findet. Das ist Graces schönstes, liebtes Bilderbuch für ihre einsamen Stunden; wie viele dieser Stücke kennt sie — die Damen, die Kinder des Hauses hatten solche Kleider, solche Mäntel — an wie viele andere knüpfen sich fröhliche oder wehmütige Erinnerungen, an Menschen, die sie kennt oder kannte — manche, die man ihr mitgeteilt, andere, die sie selbst mit erlebt. O wie viel erzählt ihr diese Decke! Grace liebt sie fast wie ein lebendes Wesen.

Mitten im Plaudern zeigt uns ein Blick auf die Uhr, daß wir eilen müssen, um noch rechtzeitig zum Luncheon zurück zu sein; das besagte Mauerpfröschchen muß uns heute wieder zu statten kommen, unsern Schlüssel mit eingraviertem Namen haben wir natürlich jede in der Tasche, nicht nur für diese, sondern auch für die zahllosen anderen Thüren des Parks, der Gärten und Treibhäuser. Zum Luncheon einige Minuten zu spät zu kommen, gilt allerdings nicht für ein Vergehen, wie beim Dinner, aber wir sind eine pünktliche Familie, verabschieden uns daher schnell.

Auf später also unsere mütterliche Alte, die — aus anderen Gründen als Grace — unser Mitleid und unsere Zeit ziemlich in Anspruch nimmt, eine von den Naturen, die „ihr Mißgeschick umarmen“, wie die Engländer sagen, und die am unglücklichsten wären, wenn ihnen wirklich aller Grund zur Klage gegeben würde, weil es sie ihrer unentbehrlichsten Gewohnheit: des Klagens selbst, beraubte.

Auf später auch jene anderen „schwarzen Schafe“ in diesem Musterdorfe, die vor einigen Jahren neu zugezogene Arbeiterfamilie Hill. „Also zu Hills morgen“, sage ich eben zu Mary, da geht gerade die kleine Alice Hill vorüber, als wir aus Graces Hütte treten, und wir können ihr eine Bestellung an ihre Mutter mitgeben und unsern Besuch auf morgen in Aussicht stellen.

Diese Familie hat uns schon viel Kopfschmerzen und Kummer bereitet. Eine empörende Unordnung, Unreinlichkeit und Vernachlässigung in Haus und Gärten; eine Herde Kinder, die zerlumpt, wild und schmutzig umherlaufen; die Frau von einer stumpfen Gleichgültigkeit, an welcher Teilnahme, Vorstellungen und Ratsschläge wirkungslos abprallen. Lange Zeit waren alle unsere Mißen umsonst, unsere Gaben, unsere rücksichtsvollen Vorschläge für die Kinder und das Hauswesen schienen nichts zu fruchten, und wir hielten, nahezu entmutigt, diese Familie fast für unverbesserlich. Nur durch wiederholtes Bitten hatten wir überhaupt erlangt, daß diese unlieblichen Einwohner nicht schon ausgesetzt worden waren, denn auch der Mann war, vermutlich infolge der häuslichen Misere niedergedrückt und apathisch, nicht eben tüchtig bei der Arbeit.

Und doch zeigten sich endlich Spuren günstiger Veränderungen. Im stillen kann ich nicht umhin, dieselben mit einem Besuche in Verbindung zu bringen, bei dem ich während eines Gespräches mit Mrs. Hill mit Verwunderung beobachtete, wie Lady Mary in einer Ecke mit dem schmutzigsten der Kinder, einem übrigens von Natur niedlichen Mädchen, beschäftigt war. Die Kleine mußte sich zuerst nach ihrer Anweisung gründlich Gesicht und Hände waschen, worauf sie ihr mit mitgebrachtem Kamm, Bürste und Band das Haar bearbeitete und aufband, und ihr endlich statt des schmutzigen ein selbstgearbeitetes, nettes, reines Kleidchen anzog. Das erkaunte Kind starrte die schöne Lady an, die ihm mit leisen, freundlichen Worten zuredete, ließ sie aber willig gewähren, und erhielt dann Schwamm, Kamm und Bürste zu eigen, mit der Weisung, die Mutter zu bitten, sie immer damit so nett zu machen.

Ich allein konnte ganz die Ueberwindung schätzen, die bei Marys eigenartiger Natur diese Prozedur sie gekostet haben mußte, doch, wie mir scheint, hat der kleine Vorfall auch auf die Mutter bleibenden Eindruck gemacht.

Mehrere günstige Umstände kamen dazu; wir verschafften dem schon arbeitsfähigen ältesten Knaben einen Platz als Stalljunge, bestanden auf dem regelmäßigen Schulbesuch der jüngeren Kinder und weckten in dem ältesten Mädchen allmählich Lust und Ehrgeiz, der Mutter beizustehen. Die beste Hilfe war aber, während einer Krankheit der letzteren, ein mehrmonatlicher Besuch von der entfernt wohnenden Großmutter, die sich des verfallenen Hauswesens annahm und manche unserer früheren Vorschläge ausführte.

So kam, vielleicht mit einem Rest von Ehrgefühl und Scham, die unter der täglich sich häufenden Not und Last nahezu erloschen schienen, wohl allmählich mehr Mut und Thakraft in die Seele der armen Frau; jetzt grüßt uns schon ein frischerer Blick und vor allem eine verbesserte Umgebung.

Inzwischen sind wir übrigens bei dem Mauerpfröschchen angekommen, ich habe eben aufgeschlossen und die beiden Mädchen durchschlüpfen lassen — da sieht von der Ecke über den Gartenzaun ihrer Hütte ein altes Paar, das mir augenscheinlich aufgelaert hat, und ruft in einem Tone, in dem respektvolle Scheu mit heller Freude kämpft: „Wir haben ihn, Ma'am, wir haben ihn heute bekommen!“

„Gut, so komme ich nach Tisch wieder,“ antworte ich, denn ich verstehe die ganze inhaltschwere Bedeutung des Anrufs. Die guten Alten bekommen alle Jahre von den Herbstjagden des Grafen einen Hasen zugeschiedt; sie wollen aber den guten Braten nicht für sich behalten, sondern ihn ihrem verheirateten Sohne nach Liverpool schicken, und ich hatte versprochen, den begleitenden Brief dazu zu schreiben.

Nun aber endlich heim! Unterwegs im Park schon hören wir die Glocke, welche fünf Minuten vor Tisch etwaige Säumige mahnt — doch sind wir richtig im Esszimmer, als die Deckel von den Schüsseln abgenommen werden.

Nach Tisch fährt der Ponywagen der Gräfin vor, in dem wir, wenn wir allein sind, sie zu begleiten pflegen und damit Besuche in den entfernten Dörfern verbinden, natürlich samt den erwähnten Deckelkörben und Paketen, die stets hinten im Wagen untergebracht werden. Heute nehmen einige der bevorzugten Gäste unseren Platz ein, und es füllt sich ein zweiter Wagen mit den übrigen, die eben noch die von den Ställen herbeigeführten Reitpferde umstanden, auf denen jetzt eine fröhliche Gesellschaft — darunter die jungen Mädchen mit Vater und Bruder — davonsprengt. Ich habe mich von der Fahrt dispensiert und beuge mich, wie versprochen, mit Schreibmaterial zu meinen guten Alten. Dort verfaße ich vor den Augen und im Namen beider Eltern eine Epistel, worin „er“, der Hase — ferner eine eindringliche Ermahnung an den Sohn, bei Obhut der ihm anvertrauten Pferde seinen Jähzorn zu zügeln — ein vergessener Mantel — Kunde von der Eltern Ergehen und Dorfneuigkeiten — die Hauptbestandteile ausmachen. Die Einzelheiten weiß ich aus gelegentlichen Unterhaltungen der beiden Alten, die, des Schreibens und Lesens unkundig, die Entstehung des Briefes überhaupt in andächtigen Stauern betrachten, dann aber, als ich ihnen auf ihre Bitte das vollendete Schriftstück vorlese, von dessen Inhalt so überwältigt sind, daß ihnen die hellen Thränen über die Backen laufen!

Gut, daß ich allein bin, zusammen hätte es uns wieder Mühe gekostet, ernsthaft zu bleiben. Ich nahm mir aber im stillen vor, den guten Eltern für den Braten, den sie sich entzogen, einen nicht minder willkommenen, ein paar Kaninchen zu verschaffen.

Dann mache ich einen schönen Spaziergang durch die überaus herrliche Herbstwelt. Ich streiche quer durch den Park, der manche englische Meile im Umfang hat; vorbei an dem idyllischen Teiche, von Bäumen und Gesträuch eingefast, deren bunte Farbenpracht sich im Wasser wiederholt, in dessen Mitte die Schwäne regungslos vor ihrem Spiegelbilde träumen, nur dann und wann jenen eigentümlichen Ton ausstößend, der auch wie aus dem Traum zu kommen scheint; vorbei an dem abgesteckten „Meilenritt“, jetzt still und verlassen, wo heute morgen die Kumpferde des Grafen einen ihrer häufigen Proberitte machten — und weiterhin dem Walde zu.

Diese Herbstluft ist entzückend, die Sonne scheint so mild und erwärmend — ein gewisser träumerischer Hauch liegt über der ganzen Landschaft.

Jenseits des Waldes durchschreite ich einen anderen, niederen, überwuchert von — Farnkräutern, die schon anfangen sich gelb und braun zu färben. Schon raschelt manch welkes Blatt unter meinen Füßen; bald hebt sich mit mißtönendem Schrei und schwirrendem, schwerfälligem Fluge ein Fasan, bald entfliehet in großen Sprüngen ein stinker Hase. Dort rasfelt ein Volk von Rebhühnern empor, um sich jenseits der Mauer in einem Nibbelfelde niederlassen — und da am Waldrande spielen zwei junge Gäschen — nichts Lächerlicheres und Zierlicheres, als ihre possierlichen Stellungen! Ich mache lieber einen Umweg, um sie nicht zu stören.

Dann steige ich den Hügel hinan, dessen Spitze von Gruppen prächtiger alter Kiefern gekrönt ist. Die Fahne auf dem Aussichtsturm dort, die, weißlich sichtbar, stets als Zeichen dient, daß „die Familie“ daheim ist, bewegt sich leicht im leisen Herbstwinde. Von oben — mein Schlüssel öffnet natürlich auch die Turmhür — hat man einen herrlichen Ueberblick über die Grafschaft. Die Severn, einer der reizvollsten englischen Flüsse, mit so vielen Bindungen wie der griechische Maeander, zieht ihre Silberbänder durch Fluren, auf denen jetzt schon die herbliche Ruhe liegt; trauliche Dörfer ruhen halb verborgen in den umgebenden Wäldchen; die ferneren Orte verschwinden schon in dem aufsteigenden leichten „Herbstdunst“, und die blaue Wellenlinie der Malvern Hills begrenzt den Blick am äußersten Horizont.

Wie immer, kann ich mich kaum von dem Ausblick trennen, und doch muß ich's wohl, denn daheim wartet meine Korrespondenz, die ich noch vor dem Thee besorgen möchte. Hinunter also. Eine ganze Schar von Kaninchen vergnügt sich draußen auf der Höhe, scheinbar so vollständig sorglos, daß ich wieder versucht werde, hinderdrei zu jagen, wie ich's zu allgemeiner Belustigung schon oft, und natürlich vergeblich, gethan. Denn lassen mich auch die lächerlichen kleinen Geschöpfe recht nahe herankommen — im Augenblicke, wo ich denke, eins greifen zu können, entfliehen sie jedoch, sich fast überstürzend in komischer Eile — aber ihre Schlupfwinkel erreichen sie stets rechtzeitig. Auch heute gehe ich beuteslos aus und lache über mein kindisches Beginnen.

In dichten schwarzen Schwärmen ziehen schon die Krähen heim zu ihren Nestern im Walde. Ach das sind merkwürdige Vögel, ich habe hier förmliche Studien ihrer Eigentümlichkeiten machen können, habe ihr Benehmen bei Sonnenuntergang — im Sturm — bei den täglichen Übungen, die oft wahre Kriegsdisciplin und Strategie verraten — manchmal mit Erstaunen beobachtet.

Jetzt ziehen sie sehr ruhig und in geordneten Zügen — doch da! auf einmal wilde Bewegung, ein tolles Durcheinanderwirbeln, ein luftzerreißendes Getöse. Ein Habicht ist dazwischengefahren; ob er einen Vogel gefast hat, kann ich aus der Entfernung in dem schwarzen Gewimmel nicht unterscheiden, aber lange noch dauert der Aufruhr.

„Was für Narren sie sind, solchen Lärm zu machen!“ sagte Valentia neulich, „es sind ihrer so viele hundert, und der Habicht kann doch nur einen nehmen!“

Mary lachte: „O du Weisheit! er nimmt wohl nur einen, aber jeder denkt eben, er könnte der eine sein.“ — Freilich wohl, das begreift sich.

Heimgelchert gehe ich also an meine Briefe. Meine Korrespondenz ist eine sehr ausgedehnte, denn außer freundschaftlichen und Familienbriefen habe ich meist für Landmänninnen viel zu schreiben, die Auskunft, Rat und Hilfe von mir erbitten, weil ich viele Bekanntschaften habe und außerdem des Landes und

der Verhältnisse kundig bin. Auch sonst wenden sich eine Menge Menschen an mich und bitten in den verschiedensten Angelegenheiten um meine Fürsprache bei dem Grafen und der Gräfin, denen übrigens selbst jede Post eine Unmasse von direkten Anliegen bringt.

Die Korrespondenz einer Dame hier zu Lande, wo so viele Anstalten und Einrichtungen auf Privatwohlfähigkeit beruhen, ist überhaupt keine kleine Sache, und nimmt meistens einige Stunden täglich in Anspruch. Auch Lady Mary ist in dieser Weise sehr beschäftigt; sie hat z. B. ein förmliches Dienstbotenbureau für die Dorfmadchen, und besetzt, wegen ihrer verständigen Einsicht in diese und ähnliche Angelegenheiten, eine gewisse Berühmtheit bei ihren viel älteren Bekannten, die sich mit völligem Vertrauen an sie wenden.

Für heute komme ich nicht weit mehr, denn um fünf Uhr vereinigt der Thee im Bibliothekzimmer alle, die von den verschiedenen Streifzügen, vom Fahren und Reiten zurückgekehrt sind. Dann schreiben diejenigen, welche nicht, wie die Gräfin, schon am Morgen diese Beschäftigung erlebten, ihre Briefe, mit denen sie die in den verschiedenen Zimmern und in der Halle aufgestellten Briefkasten füllen. Die übrigen lesen die Zeitungen und Journale, spielen auch wohl in diesen schönen Herbsttagen noch lawn tennis, das überhaupt manche freie Stunde einnimmt.

Um halb acht ruft die Ankleideglocke, und um acht ist das Diner.

Rechnest Du dazu nun noch den geselligen Verkehr mit den Gutsnachbarn, so wirst Du begreifen, daß er sich nur schwer in unsere gefüllten Tage hineinsetzen läßt; ja wir halten es für kein Unglück, daß die meisten von ihnen so entfernt wohnen, daß wir mancher der zeitraubenden Pflichten bloßer Form dadurch entgehen sind. Für den zweifelhaften Verlust dieser Art von Höflichkeitsverkehr werden wir reichlich durch die fortwährenden Hausbesuche entschädigt, die sich in den Herbst- und Wintermonaten eigentlich beständig abspielen.

Ich könnte Dir noch viel von unserm Thun und Treiben erzählen, doch hoffe ich, Du glaubst nicht mehr, daß wir etwa unsere Tage allein mit süßem Nichtsthun hinbringen, so vielfach wir allerdings jetzt, der Unterhaltung unserer Gäste wegen, von unserm Tagesprogramm abweichen müssen.

Es grüßt Dich von Herzen

Deine Irene.

Der Blumentisch aus der märkischen Heide.

Nachdruck verboten.

Zwischen blühendem, glühendem Heidekraut und duftenden Moosen steigt der Baum der märkischen Heide, die Kiefer, schlank empor. Nicht vereinzelt steht er da, hunderte, tausende unter der stacheligen Krone rot gefärbter Stämme vereinigen sich als Dach über uns, ohne uns die Aussicht auf den blauen Himmel zu nehmen. Da läßt sich träumen. Den Kopf voller Sorgen, die uns das Alltägliche mitbringt, zogen wir hinaus in den Wald, und wie eine Fata Morgana verschwand das Bild, das uns bedrückte, die Wirklichkeit machte sich geltend, fröhlich summt das Bienehen und der Käfer um uns herum, ein neugieriges Vögelchen setzt sich dicht vor uns, um verwundert den Eindringling, für den es uns hält, zu beschauen und dann die Flucht zu ergreifen; die Ameise windet sich mit schwerer Last durch die Halmchen und allenthalben zielt und summt es von Tausenden von kleinen Geschöpfen. Ein solcher Ort ist zur Ruhe wie geschaffen; hier am Stamme einer mächtigen Kiefer legen wir uns auf den sammetgrünen, weich gewebten Moossteppich und schauen durch das Nadeldach den weißen Federwolken nach, die leise in unermessener Höhe einem andern Lande zustreben.

Da fällt plötzlich aus dem obersten Gezweig des Baumes ein Etwas zu unseren Füßen knisternd nieder. Neugierig greifen wir zu und haben einen Kienzapfen oder Kienapfel in der Hand. Könnte uns dieser Kobold doch von sich und seinesgleichen da oben erzählen, oder was Efen und Waldgeister dort in mondcheinlicher Mitternacht oben treiben! Aber unser Kobold bleibt stumm — meint er vielleicht, die Menschen seien klug genug, sich selbst auszudenken, was oben für Zwiesprache gehalten wird? Noch betrachten wir ihn. Da kommt uns ein Gedanke. Wir wollen von den aus luftiger Höhe stammenden einen Teil sammeln und mit nach Hause nehmen. Ja wohl, jetzt sollt ihr nicht mehr da oben schaukeln, ihr seid lange genug in eurer luftigen Region gewesen; ihr werdet ein Zimmerjchmud wie kein zweiter! Die Taschen sind bald gefüllt. Die schönsten und besterhaltenen Exemplare haben wir uns aufgesucht, denn der Boden ist damit wie überjät.

Ein Bauernhäuschen in nächster Nähe lockt mit seinem moosgrünen Strohdach und Fachwerkbau den durstigen Wanderer. Hier wollen wir ein Glas Milch erhaschen, und siehe da, es glückt. Die Bauernfrau ist zu Hause. Um nichts von der köstlichen Luft zu verlieren, gehen wir nach dem Hof. Die Frau setzt uns freundlich einige Stühle dorthin und wundert sich nur, daß die seltenen Gäste so merkwürdige Menschen sind, den Hofraum der Herrenstube vorzuziehen. Da fällt unser Auge auf einen großen Haufen Reisholz. Es sind dieses Kiefernzweige von circa 3 Cent. Durchmesser und einen bis anderthalb Meter Länge. Wie wäre es, wenn wir statt der Bambus- oder Pfefferrohr-Möbel einige Kiefernzweige für gleiche Zwecke verwenden könnten? Gedacht, gethan! Die Weiblerin giebt lachend die Erlaubnis, von dem alten Zeug, mit

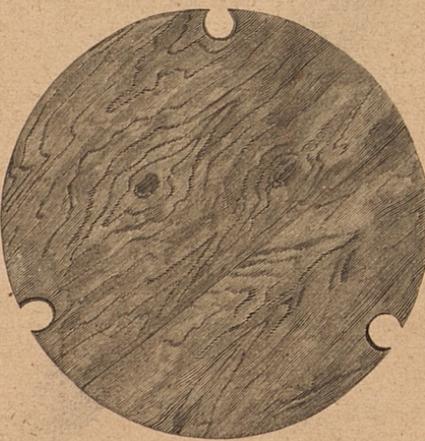


Fig. 1.

dem sie den Backofen heizt, einige Stäbe herauszufuchen. Wir nehmen drei recht gerade Stangen von circa 1 Meter Länge, an denen noch die Rinde haftet, und bepuhen die herausstehenden Nester, sie sollen uns die Füße für einen Blumentisch geben, und mit den Klezapfen werden wir das Ganze zu schmücken suchen. Wir sind daheim. Vom Tischler lassen wir uns ein rundes Brett schneiden, das etwa 40 Cent. Durchmesser und 3 Cent. Stärke hat.

Das giebt uns die obere Platte. Den Kreis teilen wir in drei Teile und lassen uns hier gleich drei kleine Ausschnitte machen, in welche unsere mitgebrachten Zweige eingefügt werden können, wenn wir es nicht vorziehen, dieselben mit Feile und Laubsäge selbst herzustellen (Fig. 1). Die Klezapfen legen wir in ein Gefäß mit Wasser und lassen sie vier- undzwanzig Stunden darin liegen. Nun beginnt die Arbeit. Noch sind die Füße nicht eingefügt. Wir schneiden die Zapfen, welche sich durch das Wasser zusammengezogen, je nach Bedarf zur Hälfte auseinander und nageln mit einzölligen Drahtstiften diese Hälften auf den breiten Rand des Brettes (Fig. 2), dann binden wir die drei Stäbe in der Mitte zusammen und heften dieselben auch mit Nägeln aneinander. Die Enden, welche den Fußboden berühren, stecken wir in vernickelte Hülsen, die oberen Enden tragen das Brett. Auch sie werden mit Drahtstiften befestigt (Fig. 4). An der unteren Kante des Brettes machen wir mit einem feinen Bohrer kleine Löcher; hier kommen kleine Drahtlöcher, die wir aus gewöhnlichem Draht, der etwa 1 Millimeter Durchmesser hat, mit einer Drahtgange biegen, hinein (Fig. 4). Der Abstand der einzelnen kann 4 Cent. sein.

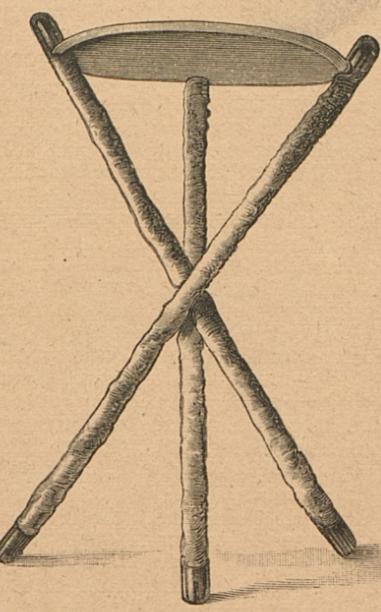


Fig. 1.



Fig. 2.

Nun nehmen wir die zurückgebliebenen Zapfen. Das Holz ist weich, wir stecken dort, wo der Stiel saß, einen Draht hinein, biegen ihn mit der Drahtgange zu einem kleinen Haken, kneten den Ueberrest ab und hängen in jede Lücke einen solchen kleinen Kobold an. Mit etwas gelöstem übermangansaurem Kali wird die obere Fläche des Tischchens bestrichen, und die Arbeit ist beendet. — Noch nach vielen Jahren werden wir so des frohen Tages eingedenk sein, an dem wir die Kiefernzweige sammelten, und immer wieder wird sich dabei das Bild der märkischen Heide vor unserm geistigen Auge entfalten.

ein (Fig. 4). Der Abstand der einzelnen kann 4 Cent. sein. Nun nehmen wir die zurückgebliebenen Zapfen. Das Holz ist weich, wir stecken dort, wo der Stiel saß, einen Draht hinein, biegen ihn mit der Drahtgange zu einem kleinen Haken, kneten den Ueberrest ab und hängen in jede Lücke einen solchen kleinen Kobold an. Mit etwas gelöstem übermangansaurem Kali wird die obere Fläche des Tischchens bestrichen, und die Arbeit ist beendet. — Noch nach vielen Jahren werden wir so des frohen Tages eingedenk sein, an dem wir die Kiefernzweige sammelten, und immer wieder wird sich dabei das Bild der märkischen Heide vor unserm geistigen Auge entfalten.

Oskar Hülcker.

Aus dem Frauenleben.

— Zum Direktor des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel ist nach dem Tode des Prof. Handmann die bekannte Archäologin Fr. Johanna Westorf ernannt worden. Dieselbe ist an dem genannten Institut bereits seit 1873 als Custos thätig gewesen. Fr. Westorf ist i. J. 1829 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt geboren, bereitete sich in Jyehoe durch Privatstudien auf ihren Beruf vor und lebte dann eine Reihe von Jahren in Schweden, an der Riviera und in Hamburg. Die gelehrte Dame hat sich durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten in weiteren archäologischen Kreisen bekannt gemacht und ist neuerdings auch zum Ehrenmitglied der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin ernannt worden.

— Auf der Internationalen Kunstausstellung zu Berlin wurde der polnischen Malerin Anna Bilinska die kleine goldene Medaille zuerkannt, während acht Damen ehrenvolle Erwähnungen erhielten: Anna Alma-Tadema (London), Anna Amser (Dänemark), Antonia de Vanuglos (Spanien), Dora Gity (Dresden), Lucy Lee-Robins (Amerika), Elisabeth Lüderitz (Berlin), Marie Müller (Wien), Konstanze Strecker (München).

— Das Preisgericht der deutschen Fächerausstellung in Karlsruhe verteilte 21 Preise und 48 Ehrendiplome; zu den prämierten Ausstellerinnen gehören u. a. Frau Meyer-Kagened (Karlsruhe), Karoline Baumann (Straßburg i. G.), Neji Borgmann (Karlsruhe), Th. und S. Engels (Köln), Marie Krause-Wutsdorff (Berlin), Therese Landien, Sophie Meyer (Düsseldorf), Marie Peiler (Berlin) und Helene Zographo (Baden).

— Frau French-Seldon, die kühne Afrikaforscherin, welche allein bis zum Kilimandscharo vordrang, ist nach sechsmonatlicher Abwesenheit in London wieder eingetroffen.

— Eine junge Russin, Fr. Dobruskin, wurde in Paris nach glänzend bestandener ärztlicher Prüfung zum Doktor promoviert.

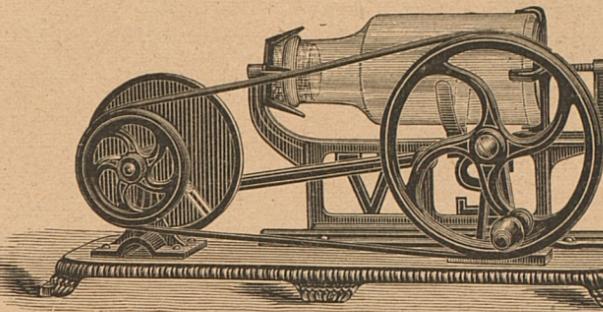
— Totenschau. In Karlsruhe (Oberschlesien) starb die Herzogin Mathilde von Württemberg, geb. Prinzessin von Schaumburg-Lippe; in Koblenz Gräfin von Hake, Palastdame der verewigten Kaiserin Augusta; in Berlin Frau Professor Minna Gräb, Witwe des verstorbenen Architekturmalers Karl Gräb; in Prag Frau Marie Rieger, bekannt durch ihre werththätige Menschenliebe; in England Frau Bobdson, Herausgeberin des English Woman's Journal; in Insterburg die Berliner Malerin Therese Landien, deren Stillleben und Blumenstücke in Del, Aquarell und Gouache auf unjeren Kunstausstellungen allgemeine Bewunderung fanden.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer, patentierter Dsmose-Apparat zum Entfalten gepöfelter und durch Salz konservierter Speisen, versäuerter Suppen und dergl. Unter Dsmose versteht man das Trennen und Auslaugen krySTALLISIRENDER Verbindungen (Salze) aus Flüssigkeiten. Dieser Prozeß beruht darauf, daß tierische Haut und auch Pergamentpapier die Fähigkeit haben, für Salzlösungen durchdringbar zu sein, nicht dagegen für unkrystallisierbare Stoffe, sogenannte Colloide. Solche sind zum Beispiel Keim, alle Eiweißstoffe und Fette. — Die Dsmose wird in der Großindustrie schon seit langer Zeit in vielfältiger Weise angewendet, so bei der Zuderfabrikation zur Trennung des krySTALLISIRBAREN Zuders aus der Melasse. Auch im Haushalt wird ein Verfahren willkommen sein, welches es ermöglicht, das beim Eindöhlen und Einmalzen zum Zwecke des Konservirens angewandte Salz aus den Speisen vor dem Gebrauche in einer Weise zu entfernen, die es gleichzeitig zuläßt, jenen ihre nährenden Bestandteile, die Eiweißstoffe, welche sich zum Teil in der Böffelbrühe befinden, zu bewahren. — Diesen Zweck erfüllt der Dsmose-Apparat vollkommen. Derselbe besteht aus zwei ineinander passenden, oben und unten offenen, vielfach durchlöcherter Weißblechrahmen, von denen der innere, etwas kleinere, mit einem vorher mit warmem Wasser angefeuchteten Pergamentpapier umhüllt, vorsichtig in den äußeren hineingesteckt wird. Die zu entfaltenden Speisen werden mit der Böffelbrühe in diese „Pergamentbüchse“ hineingelegt und mit so viel Wasser begossen, als nötig ist, um sie zu bedecken. Hierauf stellt man den Apparat in Wasser und sorgt dafür, daß die Flüssigkeit außerhalb und innerhalb desselben gleich hoch steht. Es werden dann so lange salzige Bestandteile durch das Pergamentpapier in das umgebende reine Wasser übergeben, bis der Salzgehalt des außenstehenden Wassers demjenigen des innenstehenden vollständig gleich ist. Durch häufigeres Wechseln des äußeren Wassers kann man den Speisen auf diese Weise allmählich alles Salz entziehen, während sie ihre Nährstoffe behalten, da diese durch das Pergamentpapier am Durchtreten verhindert werden. Der Apparat ist zum Entfalten sämtlicher durch Salz konservierter Nahrungsmittel bestimmt, so z. B. von Böffelfleisch, Fischen, Gemüse, Kaviar, ebenso eignet er sich für versäuerter Suppen. Ueber die Dauer der Dsmose bei der verschiedenen Nahrungsmitteln enthält eine ausführliche Beschreibung, welche von der unten bezeichneten Firma auf Wunsch verlangt wird, Genaueres. Angefertigt werden die Apparate in vier Größen, und zwar Nr. 1: 24 Cent. lang, 14 Cent. breit, 13 Cent. hoch; Nr. 2: 24 Cent. lang, 15 1/2 Cent. breit, 13 Cent. hoch; Nr. 3: 35 Cent. lang, 20 Cent. breit, 13 Cent. hoch; Nr. 4: 45 Cent. lang, 30 Cent. breit, 20 Cent. hoch. Dieselben kosten 5, 6, 8, 13.30 M. Das zur Dsmose verwandte Papier ist gewöhnliches, überall käufliches Pergamentpapier.



Neue patentierte Buttermaschine mit Glasgefäß. Bekanntlich besteht die Milch aus einer Emulsion von mikroskopisch fein verteilten Fettkügelchen (Butter), deren jedes einzelnes von einer Käsestoffschicht umgeben ist. Da Fett leichter ist, als Wasser, so sammelt sich beim Stehenlassen der Milch allmählich eine fettreichere Schicht auf der Oberfläche an, die wir Rahm nennen. Bei dem gewöhnlichen Verfahren des Butterns wird durch anhaltende, stoßförmige Bewegung des Rahms bewirkt, daß sich diese Fettkügelchen von der sie umgebenden Käsestoffschicht trennen und sich zu einem größeren Butterklumpen zusammen vereinigen. In neuerer Zeit hat man diese Entfettung der Milch in Schleudermaschinen, sogenannten Centrifugen



vorgenommen; dieselben haben sich in den landwirtschaftlichen Betrieben durchaus bewährt. Derartige Maschinen sind zu groß, um sich für den Hausgebrauch zu eignen. Die vorstehend abgebildete, neue patentierte Buttermaschine ist für diesen Zweck eigens konstruirt, sie hat den Vorzug leichter Handlichkeit; mit derselben läßt sich beuam in 5—15 Minuten aus einer gegebenen Quantität süßen oder sauren Rahms die Butter vollständig gewinnen. — Die Handhabung der Maschine ist eine sehr einfache. Die Glasflasche wird mit Rahm gefüllt, mit einem Korkstopfen verschlossen und dann in den Schlitten, der auf dem Tische befestigten Maschine, eingespannt. Durch mäßig schnelles Drehen der Kurbel wird das Glas mit dem Schlitten so lange energisch hin und her bewegt, bis sich eine feste, nicht mehr an Größe zunehmende Butterfingel ausgehoben hat. Die Maschine wird in vier Größen geliefert, die kleinste, zum Preise von 30—40 M. (je nach Ausstattung), eignet sich ganz besonders für den Haushalt, nicht minder aber auch für Meiereien und Milchwirthschaften als Kontrollmaschinen. Ueber die für den größeren Betrieb bestimmten Maschinen giebt der Spezialprospekt der unten angegebenen Bezugsquelle, der kostenfrei zugesandt wird, Auskunft; desgleichen enthält derselbe eine genaue Anweisung für den Gebrauch des neuen Apparates.

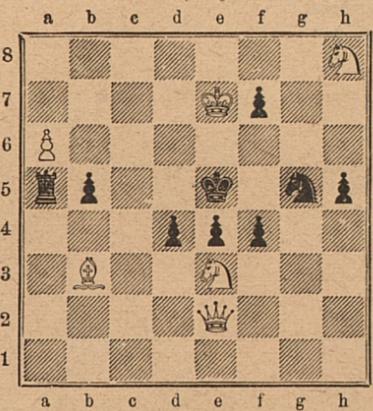
Bezugsquelle für den Dsmose-Apparat und die Buttermaschine: Magazin des Königl. Hoflieferanten C. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Schach.

Aufgabe Nr. 298.

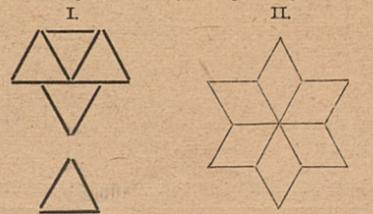
Von R. Simpson. Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 296 Seite 320.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 130 Seite 320.



Auflösung des kleinen französischen Rebus Seite 320.

J'ai souvent souci, Dont souvent soupire.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. R. v. L. In Zürich studierten im letzten Winter sechser 68 Frauen, darunter 15 Deutsche. W. St. in München. Cacao vero ist das Fabrikat der Dresdener Firma Hartwig u. Vogel, die übrigens kürzlich auf der deutschen Ausstellung in London die höchste Auszeichnung, ein Ehrendiplom erster Klasse, erhalten hat.

R. R. in V. In allen besseren Spielwarenhandlungen zu haben. Erbitten Sie auch direkt von der Firma J. W. Kroll in Nürnberg weitere Angaben über den Universal-Holzbaustein.

Gräfin v. D. in W. St. Feiner sagt: „Wähl zum Vertrauten nicht jeden du, — Ein leeres Haus steht offen, das reiche ist zu. — Wähl einen dir, den zweiten schon kannst du mißen, — Es weiß die ganze Welt, was dreie wissen.“

R. R. in Offenbach. Darüber existieren keine Bestimmungen, das hängt ganz vom Belieben der Braut und Brautjungfern, also von der Vereinbarung ab.

Junges Mädchen aus K. Ueber jeder Korrespondenz-Kubrik steht, daß anonyme Anfragen nicht berücksichtigt werden können. Wünschen Sie eine Gefälligkeit von uns, so nennen Sie auch Ihren Namen.

H. S. in L. Die in Nr. 27 empfohlene Geisenheimer Herbdörre ist von Valentin Waas in Geisenheim a. Rh. zu beziehen.

Hausalt und Küche. Langjährige Abonnentin in F. Nachstehend die gewünschten Kochrezepte: Suppe à la reine. Je nach der Menge der zu bereiten Suppe nimmt man ein bis zwei fleischige, alte Hühner, brät dieselben oder dampft sie in der Bräse weich, läßt das Brustfleisch und auch alles übrige Fleisch davon ab, haßt es nach Befestigung der Haut sehr fein und stößt es mit acht hartgekochten Eidottern im Marmormörser durcheinander, während man das zerkochte Gerippe in 2 1/2 bis 3 Liter Geflügelbrühe eine halbe Stunde lang auskocht. Zur durchgekochten Brühe fügt man zwei in Scheiben geschnittene, von der Rinde befreite und im Ofen gedörrte Mandbrüden und giebt nach einiger Zeit auch das mit den Eidottern gestohene Hühnerfleisch hinzu, läßt alles unter fleißigem Umrühren verkochen, rührt die Suppe durch ein feines Sieb und richtet sie über gedörrten Semmelwürfeln oder Geflügelknochen an. — Frikassee von Fisch. Lachs, Hecht, Zander oder Aal wird geschlachtet, ausgenommen und gereinigt, in Stücke zerschnitten, gefaschen und einige Stunden stehen gelassen. Dann trocknet man die Fischstücke gut ab, legt sie mit Wasser, Salz, Zwiebel, Wurzelwert, Sauerbäutern, Pfeffer und Gewürzkräutern zum Feuer, schäumt sie während des Kochens gut ab, läßt sie ziemlich weich werden, nimmt sie heraus, befreit sie von Haut und Gräten und ordnet sie auf einer Schüssel. Aus einem kleineren Fisch, den man gleich beim Schlachten ausgeblutet hat, bereitet man eine Fischsauce, formt dieselbe in längliche Klößchen und läßt sie in Butter, oder Kocht sie in der Fischbrühe, worauf sie um die Fischstücke gelegt werden, die man außerdem nach Belieben noch mit ausgebrochenen Krebschwänzen und gefüllten Krebsnasen verzieren kann. Die Sauce bereitet man aus einer hellen Mehlchwitze, die man mit Fischbrühe verodet, mit Kapern und Sardellenbutter würzt und mit Citronensaft abschärft, oder aus mehreren Eidottern, die mit einem halben Kaffeelöffel Kartoffelmehl und ein wenig Estragonessig zerührt und mit kochender Fleischbrühe verührt werden.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. W. R. in G. Zur Reinigung von Glacehandschuhen wendet man statt Benzol vorteilhafter eine starke Auflösung von Seife in heißer Milch, in die man auf 1/2 Liter Flüssigkeit ein gekochenes Eidotter einrührt, an. Die Handschuhe werden über eine Hand gezogen und mit der Seifenlösung, der man etwas Aether oder Salmiakgeist zusetzen kann, mittelst eines feinen wollenen Lappchens sanft abgerieben. Dann hängt man sie im Schatten zum Trocknen auf. Weiße Handschuhe verlieren nichts an ihrer Weiße durch das Verfahren, das Leder wird rein und bleibt weich.

Mit dieser Nummer schließt das III. Quartal.

Unsere verehrten Post-Abonnenten bitten wir, die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements noch im September zu bewirken, damit in der weiteren Zusendung keine Unterbrechung eintritt.

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Post aufhört zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an zum Abonnementspreise von vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.

(in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr.).

Die Administration des „Bazar“.

Ein Kapitel über Puppen.

Nachdruck verboten

Der Septemberwind segt durch die Straßen, reißt die gelblich gefärbten Blätter erbarmungslos von den Bäumen und treibt sie, zu dichten Knäueln geballt, vor sich her, bläst in wildem Uebermut den Spaziergänger den Hut vom Kopfe und rüttelt mit Ungeßüm an den wohlverschlossenen Fenstern der massiven Steinbauten, deren Scheiben nur leise erzittern. Ja, er ärgert sich gewaltig, daß er nicht einzudringen vermag in die behaglichen Wohnräume, in denen schon das erste Feuer im Kamin brennt, wo es so gemüthlich und ruhig und nur das leise Ticken der Uhr hörbar ist zwischen den Ruhepausen der Windstöße.

„Ein Kapitel über Puppen, ah, wie langweilig,“ murmelt verächtlich eine graziose Dame, ihren Schaukelstuhl auf und niederbewegend; ein flüchtiger Blick huscht über die Zeitschrift in ihrer Hand, dann gleitet der allzeit getreue „Bazar“ achlos von dem Seidengewand herab auf den Teppich.

Puppen! Die junge Frau verschränkt die Arme unter dem lockigen Haupt und blickt gedankenverloren auf die lodernen Holzleuchte im Kamin; das eine kurze Wort verfolgt sie wider Willen überall hin, wohin sie auch die Augen wendet, und wie aus grauem Nebelschleier taucht ihre glückselige Kindheit vor ihr auf. Tausend halbergesene Episoden werden wieder lebendig, sie meint fast die kleine Glocke mit dem heiseren Klang wieder zu hören, die nur einmal im Jahre ertönte: am Weihnachtsabend, wenn die Thüren auffliegen und unter dem schimmernden, duftenden Tannenbaum eine neue, stets größere Puppe verlangend der jungen Herrin die runden, beweglichen Arme entgegenstreckte. Ein fröhliches Lächeln huscht um den kleinen Mund, und beide Hände heben den verschmähten „Bazar“ in die Höhe und breiten ihn liebevoll auf den Tisch, just unter die große Hängelampe, deren Strahlen wohlwollend auf dem allwöchentlich erscheinenden Befannten ruhen. „Wirklich, daran ist nur das elende Wetter schuld,“ entschuldigt sich die junge Frau vor sich selbst, „im Halbschlummer konnte man nicht lesen.“ Inzueheim schämt sie sich doch ein klein wenig, daß sie ihren alten Freund, wenn auch nur auf Minuten, so schlecht behandelt konnte. Und dann, ist sie nicht selbst Mutter eines

reizenden, zweijährigen Töchterchens, das nur Wohlgefallen an ganz besonders schönen Puppen findet? Fürwahr eine sträfliche Vernachlässigung ihrerseits, nicht allsogleich den Puppenartikel zu lesen, überhaupt unbegreiflich, daß so selten den Puppen das Wort geredet wird. Das Blatt hat sich völlig gewandt, wie konnte sie nur vergessen, daß die Puppe im Leben der Kinder von einer weittragenden Bedeutung ist, daß durch schöne Puppen nach und nach der schlummernde Schönheitsfimmel der Kleinen geweckt, durch häßliche dagegen abgestumpft wird?

Wirklich, verehrte Leserinnen, es ist unbegreiflich, daß so viele Mütter ihren Kindern die abscheulichen „Kasperln“, „Clowns“ oder Jean qui pleure — Jean qui rit in die Hand geben, denn es giebt kaum etwas Empfänglicheres, als ein Kindergemüt, in dem jeder Eindruck haften bleibt. Schönheit aber ist die Seele des Lebens, und von diesem Prinzip ausgehend schreitet man in der Fabrikation der Puppen mit erstaunlichem Gesingen den gesteckten Zielen entgegen. Die so überaus gelungene diesjährige Scheveninger Puppenausstellung hat den ungeheuren Fortschritt der letzten 50 Jahre veranschaulicht, indem Puppen aus der Zeit unserer Großmütter — o, was für Puppen! Unbewegliche Glieder und Augen, der Körper aus Leder mit Gras, Watte, zuweilen selbst mit Sand gefüllt, und das alles von einem plump gearbeiteten Kopf gekrönt — indem solche „belles“ unserer Vorfahren neben die heutigen, geradezu künstlerisch ausgeführten Puppen gestellt wurden, Puppen, deren Preis 260 holl. Gulden erreicht. Nicht nur die Kinder füllten die weiten Räume in hellen jubelnden Scharen, selbst die meisten Erwachsenen konnten sich nicht satt sehen an den reizenden Gebilden aus Menschenhand, an den technisch vollendeten mechanischen Puppen, die rauchen, trinken, tanzen und gehen. Jedenfalls wird die Scheveninger Ausstellung, die nicht nur Spielpuppen, sondern auch größtentheils Puppen in

historischen Kostümen und Landestrachten zur Anschauung brachte, eine entzündende Reminiscenz für Kinder und Erwachsene bleiben. Eigentlich, verehrte Leserinnen, spielt die Puppe im Hause noch lange nicht die ihr gebührende Rolle, denn sie soll ja nicht nur ein Spielzeug sein, sondern das Mittel zum Zweck, um den heranwachsenden Kindern spielend eine Idee der Kostümkunde zu geben. Statt dessen aber reichen die meisten Mütter ihren Töchtern ein Stück überflüssiges Zeug mit der Weisung: da, näh dir ein Puppenkleidchen, und höchstens auf die „Stiche“ blickt das sorgende Mutterauge, ob sie auch „hübsch gerade“ ausfallen; den Geist des Töchterchens zu beschäftigen bei dieser Arbeit, daran denken die wenigsten. Und doch ist es so leicht, dem Kind eine bildliche Vorlage irgend eines schönen Porträts aus historischer Zeit oder einer heutigen Landestracht zum Kopieren zu geben. Die Erfindungsgabe, aus geringen Mitteln, etwas Seidenstoff, Spitzen, farbigen Seidenresten der Handarbeiten, einigen Gold- oder Silberfäden ein fertiges Ganzes herstellen zu müssen, der Ehrgeiz, die Vorlage möglichst genau zu kopieren, werden unvermerkt auf diese Weise geweckt, und der unscheinbare Samen trägt späterhin goldene Früchte. Auch die Farbenzusammenstellungen sollten in frühesten Jugend kultiviert werden; es gäbe weit weniger Geschmacklosigkeit auf der Welt, wäre bereits im Kinde der Sinn für Farbenharmonie geweckt worden. Das Prinzip, daß für Kinder alles „gut genug“ ist, kann in seinen Folgen oft verhängnisvoll sein, denn man muß das Auge nicht an unnatürliche Größenverhältnisse gewöhnen, man darf für eine kleine Puppe unmöglich dasselbe großblumige Dessin verwenden, das fast schon zu groß für die stattliche Figur von „Mama“ war.

Man sollte auch eigentlich die Spielpuppen der Kleinen nie reich kleiden, da es den Hang eines jeden Kindes zur Eitelkeit und Puzsucht fördert. Je mehr man Gelegenheit hat, Kinder bei ihren Spielen, in ihrem Verkehr mit Puppen zu beobachten, desto mehr wird man gewahren, daß die Kinder ihre Puppen als ihresgleichen, als ihnen gleichgestellte Wesen betrachten; dieselbe Zärtlichkeit, ja sogar dieselben Zärtlichkeitsbezeugungen, die sie von ihren Müttern erhalten, übertragen sie wortgetreu auch auf ihre Puppen. Und wie leicht ist es, eine Puppe zu kleiden! Irgend ein leichter, heller, geblümter oder getupfter Stoff, ein wenig Spitze und eine kleine Schürze, oder für „feierliche“ Gelegenheiten ein Stückerlein, es bleibt immer das Hübscheste für Kinder und Puppen.

Unsere nachstehenden Abbildungen veranschaulichen einige der schönsten Puppen der Scheveninger Ausstellung. Besonders eine Japanerin (Abb. Nr. 1) in reich mit Gold und Silber

gesticktem, pfaublauem Seidengewand, welche mit einer Mechanik ausgestattet, die mit echten Wimpern versehenen Augenlider kokett auf- und niederschlägt, mit der zierlichen Rechte grüßt und den gelben, gemusterten Sonnenschirm grazios hin- und herbewegt, war der erklärte Liebling von jung und alt, und trug ihrem genialen Erfinder, Mr. Schürmann aus Paris, reiche Lorbeeren ein. Die Pariser Firma Bru ist durch ganz besonders kostbar ausgestattete Puppen vertreten, darunter ein Bébé (Abb. Nr. 2), hoch zu Ross, in einem weißen Bengalinekleid, von einem breiten Bolant aus Guipure begrenzt, einem eben solchen Kragen und großem Hut mit langen, weißen Straußfedern gepußt. Um die Taille schlingt sich eine lose geflungene Goldschnur. Das reizende Kostüm, im Verein mit den schwarzen, dichten Locken und dem süßen Puppengeächtelein wirkt geradezu bezaubernd. Auf einem Schäschen reitet ein „modernes“ Püppchen (Abb. Nr. 3), das sein duftiges Millesieur-Kleidchen, lauter Rosenknochen auf cremefarbigem Grund, mit einem blaßblauen Seideneinsatz ganz gut aus der Garderobe einer zweijährigen kleinen „Dame“ entwendet haben könnte, so genau ist es der allerletzten Mode entsprechend hergestellt. Und die blonden Locken, die unter dem großen gelblichen Tüllhut hervorquellen, passen ganz allerliebste dazu. Homme et femme fin de siècle (Abb. Nr. 4) nehmen sich charmant aus, besonders „Madame“ mit gelocktem Haar, einem gestickten Chemisette, hochroter Krawatte, einer roten, tiefausgeschnittenen Seidenweste und einem rot und mattblau dreifarbenen Seidenrock, den schwarzen, mit roter Kokarde gezierten Dreimaister fed auf das Haupt gedrückt, während ihr „Monsieur“ im schwarzseidenen Gesellschaftsanzug, natürlich in escarpins die weiße Boa um die Schultern legt. Eine ganze Serie von Puppen in Nationaltrachten hatte die Firma Arbeit Adelt aus Amsterdam zur Scheveninger Konkurrenz eingeschickt, unter denen besonders die jetzt herrschende süd-holländische Tracht (Abb. Nr. 5) allgemeinen Beifall fand. Die letzte Abbildung (Nr. 6) zeigt eine reizende Mignonette in weißem, vergißmeinnichtgesticktem Kleid mit großmächtigem Federhut, die, gleichfalls von Mr. Schürmann, mittelst eines Mechanismus ganz allein zu gehen imstande ist, zum allgemeinen Jubel aller lebenden Puppen, die zuweilen noch von den gemachten an Größe übertroffen werden.

Umso mehr werden die zahlreichen dunklen und blonden Köpfschen der liebenswürdigen Leserinnen sich über die Puppenabbildungen beugen, als Weihnachten ja nicht mehr allzu fern ist. Wie eine süße, geheimnisvolle Ahnung steigt es ganz im Hintergrunde empor, und gar manche geschickte Frauen- und Mädchenhände beeilen sich, ihren Lieblingen durch „selbstgezogene“ Puppen eine doppelte Freude zu bereiten. Nach der Vorlage ist sogar das Kostüm der Japanerin das wirkungsvollste und am leichtesten herzustellen, da es als weiter, übereinander zu schlagender Schlafrock mit weiten Ärmeln und faltenloser Hinterbahn geschnitten wird. Eine leichte Zeichnung darauf im japanischen Stil, mit weißer Farbe flüchtig hingeworfen, mit Resten von farbigen Seidenfäden und Goldglittern bestickt, eine breite Schärpe mit großer, auf dem Rücken festgesteckter Masche — voilà, das ist schnell geschehen und überaus dankbar.

Und sollte es selbst den verwöhnten Fingern ein wenig mühsam oder unbequem erscheinen, so ist die Entschädigung für die Anstrengung doch tausendmal mehr wert, als alle Mühe: eine zärtliche dankbare Umzingelung zweier kleiner, weicher Armechen und ein süßes, sonniges, beglücktes und beglückendes Kinderlachen. L. von Sterpato.



Verschiedene Puppenkostüme von der Puppenausstellung zu Scheveningen.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Atten-Gesellschaft (Direktor V. Ulstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von V. G. Teubner in Leipzig.